

Otto Höfler

Die Ursprünge der germanischen Staatsbildnerkraft

(Ende 1944)¹

Seit die Germanen in die Weltgeschichte eingetreten sind, haben sie sich stets als hervorragende Krieger bewährt. Es gibt in der mehr als zweitausendjährigen germanischen Geschichte, die wir kennen, nicht ein einziges Jahrhundert, in dem die germanischen Völker als Soldaten versagt hätten.

Die schwache oder doch gefährdete Seite des Germanentums hat an einer anderen Stelle gelegen:

Wer sich bemüht, über alle einzelnen Geschichtswandlungen hinaus, die großen, beharrenden Kräfte und Charaktereigenschaften des Germanentums zu erkennen, der kann von Epoche zu Epoche als Dauergefahr immer aufs neue die Neigung auftauchen sehen, daß seine hohen kriegerischen Fähigkeiten und Tugenden sich nach innen, gegeneinander kehren und zur Selbstzerfleischung führen.

Fast niemals wird der soldatische Mensch nur für sich selber, für seinen privaten Eigennutz kämpfen. Fast immer wird es eine Gemeinschaft sein, für die er sich einsetzt.

Aber die germanische und gerade auch die deutsche Geschichte zeigt als buchstäblich lebensgefährdende Kehrseite dieser unbedingten Opferwilligkeit, daß diese Kämpfernaturen stets nur allzu bereitwillig waren, nicht lange zu fragen, für welche Gemeinschaften sie denn ihre Kraft und ihr Leben einsetzten: Sie haben genau so tapfer gefochten, ob es nun einen Streit ihrer Familie mit irgendeiner Nachbarsippe galt oder einen Krieg ihrer Gemeinde mit der Nachbargemeinde, einen Kampf mit dem nächsten Stamm oder aber eine welthistorische Schlacht für das Reich.

Allgemein gesprochen: Tapferkeit, Tatkraft, Rückhaltlosigkeit des Einsatzes waren fast immer unabhängig von der geschichtlichen Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit einer Unternehmung. Schon die germanische Frühzeit verewigt nicht diejenigen Taten, die die bedeutendsten

¹ DS. o.V. o.D. [vor 30.11.44], BA R 15/329 Bl. 23-66 – Der Titel handschriftlich. Ohne Verfasserangabe. Die Verfasserschaft Otto Höflers geht aus einem Begleitschreiben ROSENBERGs vom 30.11.44, ebenda Bl. 22 hervor: „Amtschef III m[it] d[er] B[itte] u[m] K[enn]t[nis]n[ahme] und zur gelegentlichen Lektüre. Eine sehr beachtliche, von hier angeregte Arbeit von HÖFLER.“ *Die unverwechselbaren Schriftzüge in den handschriftlichen Textteilen sind ein weiteres Argument für die Verfasserschaft HÖFLERs. Die maschinenschriftlichen Teile, die den Haupttext ausmachen, sind übrigens in gotischer Schrifttype abgefasst.*

weltgeschichtlichen Folgen hatten, sondern vor allem solche, die menschliche Charaktergröße erwiesen. Von allen Reichsgründungen der Völkerwanderung schweigt die Heldendichtung. Dafür verherrlicht sie den Untergang der Nibelungen und die Rache einer Frau, deren Gatte von den Schwägern ermordet wurde. Sie fragt nach der Tatkraft und Entschlossenheit an sich, nicht danach, wofür sie eingesetzt wurde.

Das ist eine Einstellung, die im Germanentum immer wieder durchbricht und einen der Grundgegensätze etwa gegen das Römertum darstellt, das, ebenfalls von höchster Schätzung des Kriegeriums erfüllt, doch alle seine Tatkraft der geschichtlichen Größe des Imperium Romanum geweiht hat. Die Staatsdisziplin Roms hat es seit erstaunlich frühen Zeiten zu unterbinden gewußt, daß die Kampfluft sich nach innen wandte und römisches Blut für Familienkämpfe oder Kriege zwischen den verschiedenen Distrikten Roms, später Italiens vergeudet worden wäre. Immer wieder ging es hart auf hart. Die Größe Roms aber beruhte darauf, daß über allen Spannungen und Gegensätzen doch stets die Einheit und die Würde Roms von allen ehrenhaften Römern respektiert und gewollt worden ist.

In Griechenland stand es, wie man weiß, ganz anders. Trotz ihrer überlegenen Kultur haben die Griechen diese politische Kraft nicht aufgebraucht. Athen bedeutete beim Athener mehr als Griechenland und ebenso Sparta dem Spartaner. Es war die unausweichliche Folge, daß Athen und Sparta einander aufgerieben haben und Griechenland seine Freiheit verlor. Und dies für immer.

Verglichen mit Rom möchte uns Germanien vielleicht ähnlich zerrissen und selbstmörderisch erscheinen wie Griechenland.

Fast sämtliche Heldendichtungen der Germanen preisen mörderische Kämpfe von Germanen gegen Germanen. Und das ist nicht nur eine Literaturphantasie. Wenn wir eine Statistik darüber anlegen könnten, welcher Prozentsatz unter sämtlichen Germanen, die eines gewaltsamen Todes starben, von germanischer Hand gefallen sind, wir erschräken wahrscheinlich über die Höhe dieser Zahl. Fast immer waren die gefährlichsten Kriegsgegner der Germanen wieder Germanen. Roms Politik bestand mehrere Jahrhunderte hindurch im wesentlichen darin, Germanen gegen Germanen auszuspielen, und die Römer haben daraus eine kühl, klug und geradezu wissenschaftlich ausgeübte politische Technik gegenüber den stets kampfeslustigen, aber so oft horizontlosen Germanen gemacht. Mit leiser, aber sicherer Hand lenkte man Germanen gegen Germanen, damit sie sich gegenseitig vernichten sollten. Und sie haben es meist bereitwillig¹ und mit Heldenmut getan. Der Bruder des Arminius hat in römischem Dienst gestanden und so wie er unzählige andere. Als in Rom Treue und Zuverlässigkeit immer seltener zu werden begannen, war man gescheit genug, für Vertrauensposten wie Leibwachen, Offiziersstellen und bald auch Heerführerstellen in steigendem Maß Germanen heranzuziehen. Auch gegen die stets drohender anwachsende Germanengefahr konnte Rom keinen Stärkeren, zuverlässigeren und haltbareren Schutz finden, als sich mit Germanen zu umpanzern. Hatte man einmal eine germanische Truppe gewonnen, so konnte man auf ihre Treue unbedingt zählen, und es war ihr dann vollständig gleichgültig, ob sie etwas gegen Sarmaten, gegen Araber oder gegen andere Germanen eingesetzt wurde.

Vor diesen Tatsachen mag es wie ein Wunder erscheinen, daß die Germanen sich nicht wie die Griechen gegenseitig zerrieben haben, bis ihre Kraft dahin war, sondern daß sie Staaten zu bilden vermochten, die schon vor fast 2000 Jahren als die einzigen dem erobernden Zugriff des römischen Weltreichs einen dauernden Widerstand entgegensetzen vermochten. In der

¹ bereitwillig < bereitwillig getan, *handschriftlich, Höfler*

Varusschlacht haben sie die drohende Gefahr, zur römischen Provinz zu werden, für immer abgeschlagen. Sie gingen aus der Defensive in die Offensive über und endlich, als das Imperium zu zerfallen begann, waren es die Germanen, die zu neuen Ordnungsstiftern wurden, und – trotz allem – jene staatlichen Gebilde schufen, auf denen die große Zukunft Europas, seine politische Macht und seine Kultur aufbauen sollten.

Warum ist gerade den Germanen diese welthistorische Mission zugefallen?

Die bloße Volkszahl erklärt das nicht. Ihre Menge war noch zur Zeit der Varusschlacht nicht überwältigend groß. Und noch wenige Jahrhunderte zuvor waren die Germanen auf den verhältnismäßig kleinen Raum des südlicheren Skandinavien und eines Stücks von Norddeutschland geschränkt gewesen – auf ein Gebiet also, das zum guten Teil von Wäldern ausgefüllt und relativ dünn besiedelt war.

Die Germanen waren also ein vergleichsweise kleines Volk, auch noch zu einer Zeit, wo die Kelten mächtige Gebiete vom Atlantischen Ozean bis ins östliche Europa beherrschten, wo Griechenland blühte und Rom sich anschickte, sich zur Herrin der ganzen mittelmeeerischen Welt zu machen, während die ostindogermanischen Verwandten, Perser und Inder, in Asien bereits riesige Reiche errichtet hatten.

Damals saßen die Germanen im strengsten Klima des ganzen indogermanischen Bereichs und bewirtschafteten Landstriche, die sich an Fruchtbarkeit nicht im entferntesten mit den südlicheren Ländern messen konnten. Und sie waren geographisch am weitesten entfernt von den uralten Kulturzentren des Mittelmeeres, denen der Süden so viel verdankt hat. Ein abgeschiedener, kleiner Volkskreis also in einem der kargsten Teile von Europa.

Und doch war es diesem Volksstamm bestimmt, überzuleben [!], nachdem die hohen Kulturen der Griechen, Kelten und Römer längst abgeblüht waren und ihre Schöpfer aus der Geschichte verschwunden. Und sie haben sie nicht nur überlebt, sondern sie vermochten die stärksten, stabilsten und beharrungskräftigsten Reiche zu begründen und – was noch mehr ist – zu erhalten, die die Geschichte der weißen Menschheit kennt. Vergessen wir doch nicht, daß das Griechentum seine politische Selbständigkeit und Eigenform kaum Dreivierteljahrtausend hielt, Rom nach seiner eigenen Zahlung keine Fünfteljahrtausend und daß es als politische souveräne Macht von Rang noch kürzer wirkte. Dagegen hatten¹ die Germanen in Deutschland und Skandinavien schon vor rund 2000 Jahren einen wesentlichen Teil ihrer heutigen Heimat inne² und haben sie³ dauernd zu behaupten gewußt⁴, haben⁵ sich selber regiert und seitdem ihre Wohnsitze, ihre Staaten und ihre eigenen Sprache bewahrt.⁶

Erst wenn wir ganz klar, sachlich und gerecht diese historischen Größenverhältnisse uns vor Augen halten, gewinnt uns die Frage ihr volles Gewicht: Welche Kräfte, welche Lebensformen, welche sittlichen⁷ Ideale und Gesetze haben gerade dieses Volkstum zum Lenker der abendländischen Geschichte berufen?

Die Germanen haben ja nicht nur die Staaten Deutschlands, Skandinaviens und Englands, also der germanischsprechenden Länder, begründet und gehalten, sondern auch in Italien, Spanien,

¹ Dagegen hatten < während, *handschriftlich*, Höfler

² inne < innehatten, *handschriftlich*, Höfler

³ haben sie, *handschriftlich über der Zeile*, Höfler

⁴ gewußt < wußten, *handschriftlich*, Höfler

⁵ haben, *handschriftlich über der Zeile*, Höfler

⁶ bewahrt < behauptet haben, *handschriftlich*, Höfler

⁷ sittlichen < Kräfte und, *ms.*

Frankreich und Rußland haben germanische Ober- und Führungsschichten die geschichtliche Leitung übernommen – ganz zu Schweigen von der Menge kleinerer Gründungen.

In Italien zeigt bekanntlich noch die Renaissancemalerei mit ihren fast unzählbaren nordisch-germanischen Gestalten (man denke etwa an Raffael), wie sehr die Adelskultur des Landes von den langobardischen und sonstigen germanischen Nachkommen bestimmt war, die sich von den westlich-mittelmeerischen so deutlich abheben.

In Spanien war es ein hoher Stolz vornehmer Geschlechter, sich von gotischen Ahnen herzu-leiten (Der aus dem Spanischen stammende Ausdruck „blaues Blut“ bezieht sich auf die durchschimmernden Adern der nordrassigen Adelsschichte.¹

Frankreich trägt für alle Zeiten in seinem Namen das Andenken seiner fränkischen Begründer und seine Herrschaft war bis zur Französischen Revolution ihrer germanischen Herkunft klar und stolz bewusst. Carlyle erzählt, daß unter den Guillotinen Weiber saßen, die in Körben die Aristokratenköpfe auf sammelten, um aus ihren blonden Haaren Perücken für die neuen Machthaber anzufertigen. – Als damals die Unterschichte gegen den unernst und frivol gewordenen Adel aufgepeitscht wurde, spielte in der politischen Agitation bemerkenswerter Weise das Schlagwort eine hervorragende Rolle: jagt die germanischen Eindringlinge in ihre fränkischen Wälder zurück, aus denen sie zu uns gekommen sind. Indessen nicht erst in der Dekadenzperiode dieses Adels dachte man an seine germanische Herkunft, sondern auch in jenen vorhergehenden Jahrhunderten, wo die Aristokratie durch überlegene Kraft, Umsicht und Verantwortungsfestigkeit noch volle Autorität genoß.

In Rußland endlich stammte nicht bloß die Begründerdynastie der Rurikiden von schwedischen Wikingern ab, sondern auch das ungeheure Staatsgebilde, das sich allmählich bis an den stillen Ozean ausgebreitet hat, trägt im Namen „Rus-“ die schwedische Bezeichnung der Staatsstifter fort, die aus der schwedischen Landschaft Ros-lagen (der Name existiert noch heute) herübergekommen waren. So trugen denn auch die eigentlich Staatsprägenden Schichten, die bis vor einem Menschenalter bis nach Wladiwostok europäischen Formen und Gesetzen inneres Ansehen und äußere Geltung verschafften, zum großen Teil germanisch-europäische Züge.

Erst wenn man diese wahrhaft gigantische Geschichtsleistung des Germanentums als Ganzes ins Auge faßt – und dies tun, wie man weiß, leider nur sehr wenige von den Menschen, die die Weltgeschichte zu überschauen trachten – erst dann wird man uneingeschränkt zugeben: Man versteht das Germanentum nicht, solange man nicht seinen Willen zum Staat und seine Fähigkeit zum Staat erkennt.

Von den unzähligen Millionen Menschen, die diese Geschichtsleistung aktiv vollbracht haben, hätte jeder einzelne angenehmer, ruhiger und sorgloser leben können, wenn er seine Kraft auf das eigenen Gedeihen gerichtet hätte statt auf den Dienst am Staate. Nutznießer staatlicher Ordnung zu sein, ist stets bequemer, als tätig zu ihrer Erhaltung und Stärkung beizutragen: Wo aber die Nutznießergesinnung überhandnimmt, da löst sich die Ordnung auf und macht auch die Nutznießer sehr bald zu Schanden. Die schwere Kunst der Staatserhaltung fordert zum wenigsten Minoritäten, die nicht ihren Nutzen suchen, sondern die Ehre selbstloser Pflichterfüllung. Wird diese Gesinnung korrupt, so folgt die Staatsauflösung mit der Unentrinnbarkeit eines Naturgesetzes.

¹ Schichte ist ein *Austrianismus* für Schicht.

Jeder Geschichtsbeobachter kennt Belege für solche Staatsunfähigkeit. Man würde sehr irren, wenn man als ihren seelischen oder biologischen Grund das Fehlen eines „gesunden Egoismus“ der Einzelmenschen¹ ansähe. Der Egoismus blüht in Korruptionszeiten stets weit üppiger und hemmungsloser als in Epochen der Pflichterfüllung.

Es scheint aber ein Grundgesetz des Germanentums (keineswegs aller Rassen!), daß es, wo es überhaupt noch Lebenswillen besitzt, ihn aus tiefem Instinkt auf den Staat gelenkt hat.

Auch das ist keine Selbstverständlichkeit. Es gibt Völker von überquellender animalischer Fruchtbarkeit und einem Lebenswillen, der lieber jede Demütigung auf sich nimmt, wenn er nur dem Tod entgehen kann. Man kann sie „gesund“ nennen, wenigstens animalisch, und sie werden vielleicht weiterleben, wo andere untergehen. Auch an Egoismus wird es solchen Rassentypen nie fehlen, vielleicht auch nicht an persönlicher Gewandtheit und Rücksichtslosigkeit. Aber staatsfähig sind solche Menschen nicht und können es auf Grund einer bloß animalischen Lebensbejahung und Todesscheu auch nie werden. Daß einer sein Leben behalten will und gern prosperieren möchte, macht ihn noch nicht zum Staatsmenschen.² Die Staatsbildnerkraft steigt aus anderen seelischen Quellen empor: sie erkennen, heißt den Grund begreifen, weshalb die³ Staatsvölker den bloßen Vegetativ-Völkern geschichtlich überlegen sind⁴.

Indessen: Wenn die Behauptung Stich hält, daß es den Germanen zwar niemals an kriegerischem Mut gefehlt hat, daß aber ihre eigentliche historische Gefährdung darin gelegen hat, daß sie ihren Tatwillen fast ebenso gerne gegen einander zu richten bereit sind, als ihn einer großen und großzügigen Ordnung einzugliedern – ist damit nicht bereits gesagt, daß sie in Wahrheit eben doch nur wenig staatsfähig seien?

Diese pessimistische Einschätzung der germanischen Staatsbegabung ist in der Tat weit verbreitet und ihre beliebteste Formulierung ist etwa diese: Die germanische Kraft habe etwas Chaotisches in ihrem Wesen und deshalb führe sie leicht oder gar notwendig zur Selbstvernichtung, wofern sie nicht von außen her gebändigt werde. Diese Bändigung aber sei erst durch römischen Einfluß möglich gewesen.

Wir werden nicht verkennen oder verleugnen, was die germanischen Völker dem Süden verdanken. Aber gegen die These, daß den Germanen die Staatlichkeit oder gar die Staatsbegabung nur von außen aufgeprägt, vielleicht sogar aufgezwungen worden sei, gibt es einige schwerwiegende Einwände.

Zum ersten: Viele Germanen schufen dauerhafte Reiche, noch ehe sie wesentlich von römischen Einflüssen berührt wurden – so die skandinavischen Völker.

Zweitens dann: Als die Germanen mit den Römern in innigere kulturelle Beziehung kamen und von ihnen in wesentlichem Maß zu lernen begannen, da war gerade die römische Staatlichkeit bereits in voller Auflösung (nicht so die römische technische Zivilisation),⁵ während die germanische Staatsabrundung damals schon bedeutende Gebilde geschaffen hatte.

Und endlich: Was die römische Staatstechnik durch kulturelle „Beeinflussung“ an Nachbarvölker abzugeben hatte, das hätte ja an sich zu sämtlichen Nachbarvölkern der Römer im gan-

¹ der Einzelmenschen, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

² Daß ... Staatsmenschen, *handschriftlich am Rande, Höfler*

³ begreifen, weshalb die < der geschichtlichen Überlegenheit der, *handschriftlich, Höfler*

⁴ geschichtlich überlegen sind < erkennen, *handschriftlich, Höfler*

⁵ bereits in voller Auflösung (nicht ... Zivilisation) < (nicht ... Zivilisation) schon in voller Auflösung, *handschriftlich, Höfler*

zen Mittelmeerraum abfließen können. Aber nirgends im Süden, Westen oder Osten des Imperiums haben sich Schüler oder Erben der römischen Staatskunst gefunden, die durch Belehrung, Beeinflussung oder durch „Bändigung“ zu Staatenschöpfern, zu Reichsgründern und Geschichtsbeherrschern geworden wären, wie es die Germanen für alle kommenden Jahrhunderte tatsächlich geworden sind. Die Völker, die durch Rom „gebändigt“ wurden, sind dadurch bloß Provinzialen geworden, nicht aber Schöpfer freier Reiche.

Es ist ein sehr primitiver Denkfehler, die Staatsbegabung, die die Germanen in so krassen Gegensatz zu den anderen Nachbarn Roms bewährt haben, als römischen Import anzusprechen: Begabung kann man nämlich nicht „importieren“. Staatsbegabung kann man so wenig übertragen wie etwas Musikbegabung. Wohl aber kann man sie wecken und pflegen oder aber sie unterdrücken und – bewußt oder aber unbewußt – abtöten, bezw. depravieren. Auch dafür kennt die Geschichte Beispiele genug. –

Die germanische Staatsbegabung war bereits¹ zur Zeit des Varusschlacht entwickelt² genug gewesen, um sich gegen das Imperium zu behaupten, und sie hat später ihre Träger bis auf die Gipfel der Geschichte emporgeführt.

Was aber sind die Elemente der germanischen Staatsbegabung?

Die sittliche Grundlage jedes Staates, der Dauer haben soll und nicht bloß auf den Augenblick arbeitet, ist die Verantwortungskraft.

Verantwortungsfähigkeit aber ist nicht eine Eigenschaft, die sämtlichen Menschen und Menschentypen in gleich hohem Maß verliehen ist. Ihr Vorhandensein oder ihr Fehlen kann durchaus nicht danach bemessen werden, ob jemand von Verantwortung viel oder wenig rede, denn gerade diese Tugend kann besonders leicht vorgespiegelt werden. Aber es gibt ganz zuverlässige, objektiv beobachtbare Kennzeichen dafür, ob diese historische Grundkraft in einem Menschen, in einem Menschentypus, bezw. in einer Geschichtsepoche wirksam ist oder darniederliegt.

So ist – um hier nur ein paar klarstellende Beispiele anzuführen – in Nordamerika ein Gebiet, so groß wie Deutschland und Frankreich zusammen, in eine wahrscheinlich nicht wieder zu belebende Steinwüste verwandelt worden, weil vor wenigen Jahrzehnten einige Aktiengesellschaften ein paar Jahre hindurch Raubbau trieben, riesige, aber kurzfristige Gewinne erzielten, dann jedoch, als der Boden erschöpft und die Ackerkrume zerstört war, ihre Aktien rechtzeitig abstießen, gänzlich uninteressiert für die Folgen. Also ein Energieaufwand (denn an die Aussaugung dieses riesigen Gebietes in wenigen Jahren wurde natürlich einen ungeheuren Kraft gewendet), der, - als typischer Ab-Bau – nicht dem Leben, sondern der Zerstörung dienstbar war.

An einem solchen Destruktionsvorgang können an sich zwei ganz verschiedenartige Gründe schuld sein:

Entweder sind seine Verschulder rein geistig nicht in der Lage, die Folgen ihres Tuns voraussehen. Das wird vor allem in solchen Fällen besonders leicht geschehen, wo das Ab-Bauen zunächst große Gewinne abwirft und deshalb bei allen Kurzblickenden die fröhliche Hoffnung aufkeimt und sich bald zum festen Glauben verstärkt, daß eine derartige Prosperität nun für immer dauern oder mindestens sehr lange währen müsse. Je intensiver eine solche Prospe-

¹ bereits < schon, *handschriftlich*, Höfler

² Varusschlacht entwickelt < Varusschlacht immerhin entwickelt, *handschriftlich gestrichen*, Höfler [?]

rität ist, umso lauter und angriffslustiger werden naturgemäß die Stimmen werden, die alle unbequemen Warner zu übertönen und auszuschalten¹ streben.

Die zweite Möglichkeit – die aber wesentlich seltener sein dürfte – ist die, daß die Verschulder sich selber zwar ganz klar bewußt sind, von der Substanz zu leben, sie aufzuzehren und einer Katastrophe entgegenzusteuern, daß es ihnen aber grundsätzlich gleichgültig ist, welche Verwüstungen sie zurücklassen, wenn nur sie selbst persönlichen Nutzen haben. Die klassische Formulierung dieser Haltung ist Ludwigs XV. ruchbares Wort: „Nach uns die Sintflut!“ Es war eine unentrinnbare innere² Notwendigkeit des Geschichtslaufes, daß eine politische Herrschichte, die sich³ in der Theorie wie in der praktischen Lebensführung einem solchen Grundsatz⁴ hingab, durch die Geschichte selbst vernichtet worden ist.

Wenn man die Gründe geschichtlicher Dauerhaftigkeit oder Hinfälligkeit erkennen will, tut man gut daran, jene beiden Typen des Geschichts-Abbaues klar zu unterscheiden: Der erste Zerfallsfaktor ist ein mehr geistiger, der zweite ein moralischer.

Wo man Abbau-Erscheinungen wegen kurzfristiger dabei sich ergebender Gewinne (wirtschaftlicher oder energetischer Art) für Anzeichen von Kraft und Wachstum hält und naiv-ehrlich meint, ein solcher Raubbau könne ins Unendliche fortgesetzt werden, dort liegt stets ein Mangel an Einblick in die Lebensgesetzmäßigkeiten vor. Alwin Seiffert hat in einem der großartigsten Bücher unserer Zeit („Im Zeitalter des Lebendigen“, 1943) an einer Fülle von ganz konkreten praktischen Beispielen gezeigt, wie, bis ins kleinste hinunter, die Störung der organischen Lebensgesetzmäßigkeiten etwa einer Landschaft sich unentrinnbar rächt und zu Unfruchtbarkeit, Bodenverwüstung, Versteppung usw. führt. Es gehört zu den typischsten [!] Gefahren des Spezialistenzeitalters, daß es für die Lebensnotwendigkeiten und die Lebensgefährdungen der organischen Ganzheit kein Verständnis und keine instinktive Witterung hat – daß also z.B. der Wasserbauingenieur leicht dazu neigt, nur das Funktionieren einer Flußregulierung im Auge zu haben, ohne danach zu fragen, ob nicht durch den rascheren Wasserabfluß die umliegenden Höhen versteppt werden (was ihn, als Regulierungsfachmann, „nichts angeht“) usf. –

Während jeder Bauer, dessen Hof lebensfähig bleiben soll, die innere Ausgewogenheit zwischen Wiesen- und Viehbestand, Düngezeugung und Ackerbestellung streng bewahren muß, wird dort, wo statt einer aktiven und praktisch wachsenden Verantwortung für das Ganze ein „Gegeneinanderkämpfen“ etwa von Technikinteressen und Landwirtschaftsinteressen einsetzt oder die Gesamtordnung zum Spielball von solchen „Machtkämpfen“ wird, die organische Ordnung der Lebensganzheiten gestört.

Zwar erweist sich die übergeordnete, gleichsam souveräne Macht der Lebensgesetzmäßigkeiten dadurch, daß ein organisches oder geschichtliches Gebilde, das gegen sie verstößt, dem Untergang verfällt. Das Ergebnis jedes Raubbausystems ist der Tod des Ganzen oder doch einzelner Glieder, falls nicht rechtzeitig Regeneration eintritt. Die Gefahr aber schon früher zu erkennen, ehe noch die handgreiflichen katastrophenhaften Folgen eintreten, und sich nicht durch die Gewinnabwürfe des Abbauvorgangs blenden zu lassen – dazu bedarf es dessen, was man „organische Weisheit“ nennen kann. Sie ist weder mit Intellektualität noch mit geistiger Gewandtheit zu verwechseln. Vielleicht kann sie sich nicht entwickeln ohne tiefe instinktive Ehrfurcht vor der Natur.

¹ auszuschalten < abzuschalten, *handschriftlich, Höfler*

² innere, *handschriftlich am Rande, Höfler*

³ sich, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁴ nach Grundsatz *ursprünglich sich, handschriftlich gestrichen, Höfler[?]*

Das zweite aber, was nottut, um solche Erkenntnis auch praktisch durchzusetzen, ist guter Wille, Pflichtgefühl vor der Zukunft und moralische Tapferkeit.¹

Galten diese Tugenden in der germanischen Geschichte – waren Sie wirklich Grundlagen der germanischen Staatlichkeit, die dauerhafter war als die griechische und selbst die römische?

Wie hat die Epoche der großen germanischen Reichgründungen den ewigen Gesetzen aller Staatlichkeit Rechnung getragen?

Ihr Menschentum war von Kampffreude und persönlichem Ehrgeiz erfüllt wie nur je eine Menschenart es gewesen ist.

Wie gelang es, diese Kräfte so zu vereinen und fruchtbar zu machen, daß bleibende welthistorische Gestaltungen aus ihnen erwachsen?

Das germanische Altertum hatte sehr viel Sinn für kleine oder relativ kleine Gemeinschaften mit intensiver persönlicher Bindung ihrer Einzelglieder aneinander: Die Sippen wie auch die meisten Gefolgschaften umfaßten Gruppen von ein paar Dutzend Personen, die einander genau kannten, fest aneinander hingen, stets bereit, füreinander einzuspringen, wenn nötig,² selbst bis zum Lebenseinsatz; opferbereit, voll Anerkennung für die persönliche Eigenart des anderen, wenn sie nur ehrenhaft war, freilich auch unerbittlich mahnend und strafend, wenn ein Mitglied vom Gesetz der Ehre abwich.

Es waren also keine schematisierenden, gleichsam abstrakten Gruppierungen, sondern höchst persönliche Gemeinschaften, durchaus auf Eigenart, Individualität,³ persönliche Verbundenheit und persönliche Treue aufgebaut. Die Sagas und andere Quellen bezeugen, in welchem erstaunlichem Grade diese Gruppen bereit waren, sich wenn nötig bis zum letzten Mann für eine gemeinsame Sache aufzuopfern. Auch der Eigenwilligste fügte sich meist ohne jeden Vorbehalt.

Die Stoßkraft solcher Gruppen begreift jeder⁴ – aber allerdings auch ihre typische Gefahr: Bei einer dermaßen in sich geschlossenen Gemeinschaft geschieht es leicht, daß sie „sich selber genügt“ und nur mehr ihre Sonderinteressen im Auge hat, zwar völlig opferbereit gegen innen, aber kalt selbstsüchtig gegen außen – daß sie also sich selber als Höchstes betrachtet, als absoluten, letzten Wert, und sich nicht eingefügt wissen mag in eine höhere, auch moralisch übergeordnete Gemeinschaft und Ordnung.

Das klassische Beispiel dafür bietet die Kultur Alt-Islands, die wir durch die Sagas besonders genau kennen und die vor ein paar⁵ Jahrzehnten das historische Bild des Germanentums entscheidend zu bestimmen begann. Diese Isländersagas zeigen eine Reihe glänzender Tugenden: Stolz, Tatkraft, Heroismus, Einsatzbereitschaft bis zum Äußersten, Unbeugsamkeit, Selbstbeherrschung – kurz fast alle die persönlichen Tugenden, die für das Germanentum kennzeichnend sind. Und trotzdem bringt Island keinen dauerkräftigen Eigenstaat hervor, sondern verliert bereits im 13. Jahrhundert für immer seine staatliche Selbständigkeit und wird zum bloßen politischen Objekt und Spielball für andere, in sich fester gefügte Staaten.

¹ Auf Tapferkeit folgt von unbekannter Hand: (Zeile frei)

² einspringen, wenn nötig < wenn nötig, einspringen, *handschriftlich, Höfler*

³ Individualität, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁴ begreift jeder < ist offenbar, *handschriftlich, Höfler*

⁵ ein paar < mehreren, *handschriftlich, Höfler*

Denn¹ beinahe alle Heldentaten, die die Isländersagas berichten, kehren sich nach innen und bestehen in Kämpfen von Isländern gegen Isländer, oft aus ganz kleinen Anlässen entstehend, aber fast immer mit tödlichem Ende, häufig genug bis zur Ausmordung ganzer Familien durch Nachbarfamilien führend, wobei die Blutrache ohne Schonung der eigenen wie der fremden Partei bis zur letzten Konsequenz durchgefochten wird.

Hier scheint in der Tat das in Reinkultur vor unseren Augen zu stehen, was man sich gemeinlich unter germanischem Altertum vorzustellen pflegt: höchster, unerbittlicher Mut, aber zur Selbstzerfleischung führend, Kraftentfaltung bis zum Äußersten, aber nicht mit dem Ergebnis aufbauender geschichtlich-staatlicher Ordnung – ein Chaos, wenn auch ein heroisches. Heldentum, aber historische Ohnmacht.

Und doch ist dieses Bild falsch.

Island ist nicht der² Normaltypus germanischer Staatlichkeit, sondern struktureller Ausnahmefall:

Als einziger germanischer Stamm hatten die Isländer, infolge der abgeschiedenen Lage ihrer Insel, niemals einen gemeinsamen Krieg des Gesamtstammes gegen außen zu bestehen. Daher besaßen sie, als die einzigen Germanen, kein Gesamtheer des Stammes – und mit diesem Mangel an Tatgemeinschaft fehlte ihnen auch das übergreifende Stammesethos mehr als allen anderen. Ihr Thing war nur Rechtsversammlung, nicht, wie bei allen übrigen Germanen, zugleich Heeresversammlung. Die obersten gemeinsam kämpfenden Tatgemeinschaften waren die Sippenverbände, und ihnen widmete man deshalb auch die höchste Tatkraft und den stärksten praktischen Idealismus. Nur ganz selten, wenn sogar die letzte, die juristische Einheit des Gesamt-Things in Gefahr geriet und zu zerreißen drohte, erwachte über dem Sippenwillen als übergeordnete moralische Macht der Staatswille und unterwarf sich die Sippen-Egoisten. Es wurde als eine besondere sittliche Leistung empfunden, als ein isländischer Sippenältester beim Verfolg einer Sippenfehde, die um ein Haar die juristische Einheit des isländischen Staates in 2 Teile zerbrochen hätte, auf die Durchführung einer Blutrache verzichtete und dadurch die endgültige Sprengung des All-Things im letzten Augenblick verhinderte. Bei anderen Stämmen, wo die Thinggemeinschaft zugleich die Lehrgemeinschaft des Stammes darstellte, die jederzeit schlagkräftig sein mußte, wäre eine solche Unterordnung eines Sippeninteresses eine Selbstverständlichkeit gewesen.

Im entgegengesetzten Falle wäre das Auseinanderbrechen des Stammes in mindestens 2 sich von einander lösende Teile (die sich dann natürlich³ bekämpft hätten) die notwendige Folge gewesen, also eine Partikularisierung, die dann bei der nächsten Gelegenheit von einer Zweiteilung zu einer Vierteilung usf. hätte weiterschreiten können.

Doch die germanische Geschichte schon vor der Christianisierung zeigt ganz eindeutig, daß die Entwicklungstendenz nicht eine derartige immer fortschreitende Zersplitterung und Aufspaltung der Stämme in Stamm-Teile war, sondern das genaue Gegenteil: Im ersten nachchristlichen Jahrhundert enthielt das Volksgebiet des Kontinentalgermanentums noch mehrere Dutzend abgeschlossener Stämme und Gruppen - aber⁴ ein halbes Jahrtausend später wohnt im deutschen Raum nur mehr gegen 1/2 Dutzend von Großstämmen, die sich dann bekanntlich zum fränkischen Großreich gerundet haben.

¹ Denn, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

² nicht der < auch nicht, *handschriftlich, Höfler*

³ natürlich, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁴ aber, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

Also schon in einer Epoche, wo man für die Einigungstendenzen noch keineswegs einen Einfluß des römischen „ordo“ verantwortlich machen kann, läuft die Entwicklung der Germanen zur staatlichen Einigung und Reichsbildung und nicht zur Aufspaltung und Parteienverselbständigung. Das skandinavische Germanentum zeigt ganz die selbe Entwicklungsrichtung wie das deutsche. Auch dort war es schon vor der Christianisierung zur Bildung von Großreichen – Dänemark, Schweden, Norwegen – gekommen.

Dieser Wille – und die Fähigkeit! – zur staatlichen Großgestalt ist die Voraussetzung der welthistorischen Bedeutung des Germanentums.

Auf den ersten Blick gesehen scheinen die Jahrhunderte, in denen sich diese staatliche Konzentration der Germanen vollzog, ein Gewühl unabsehbarer innerer Zwistigkeiten und Kämpfe zu sein, ähnlich wie etwa in Island. Aber am Ende steht nicht ein Trümmerhaufen, sondern ein dauerkräftiger Staat.

Kam der nur dadurch zustande, daß Chlodwig Gewalt übte, oder ist hier eine innere Verschmelzung der vorher auseinanderstrebenden Partikulärmächte vollzogen worden? Sind hier Teilgruppen bloß äußerlich aneinandergeklebt – oder wurden auch die freien Willens geeinigt?

Denn echte Vergemeinschaftung des Staates setzt eine sittliche Selbsteinordnung der Starken (nicht ein ängstliches Zusammenkauern der „Herdentiere“) voraus. Nicht wo die Starken schwach werden, entstehen welthistorische Gebilde, sondern wo sie sich in freier Treue einem höheren beugen.

Obwohl wir für jene so entscheidende Epoche der deutschen Reichseinigung nur karge Quellenzeugnisse besitzen, vermögen wir doch in das Wesen der Einigungsvorgänge im Germanentum recht tief hineinzuschauen. Es ist die Religionsgeschichte, die uns einen Einblick in die sonst so dunkle Zeit der germanischen Einigungskämpfe gewährt. Denn die Religionsgeschichte spiegelt uns¹ das Gefüge der politischen und sittlichen Werte im germanischen Altertum auf genaueste wieder:

Im Gegensatz zu den kalten Zweck-Gesellschaften des rationalistischen Zeitalters sind dem germanischen Altertum (wie auch dem griechischen und römischen) seine Gemeinschaften etwas Geheiligt. Auch Familie und Ehe sind und waren nicht bloß ein physiologisches Zusammentreten von Individuen, keine nur tierische Brutanstalt, sondern etwas Heiliges. Schon das Altertum besaß bekanntlich eine sakrale Weihung der Ehe – bei den Germanen ebenso wie bei den Römern und Griechen. Und diese religiöse Bindung ist so ernst genommen worden wie nur irgendeine religiöse Verpflichtung der Vergangenheit oder Gegenwart. Die Ehre und die Würde der Ehe ist als etwas Göttliches empfunden worden.

Viel weniger bekannt aber ist es, daß auch die politische Gemeinschaft des Stammes, des Staates, des Vaterlandes als etwas Heiliges (nicht bloß als etwas „Zweckmäßiges“) anerkannt war² – und nicht etwa nur in den subjektiven Seelenstimmungen von Einzelnen, sondern im Gefüge der Religionssysteme, die Sitte und Sittlichkeit und Pflicht umspannten.

Das ist eine der wichtigsten Grund-Tatsachen der Geschichte, die man zwar seit dem 18. und 19. Jahrhundert zum Unheil vergessen hat oder doch nicht mehr in ihrer lebendigen Bedeutung zu begreifen imstande war. Wir besitzen aber eine ganze Reihe von objektiven Kennzeichen für diese ursprüngliche Heiligkeit der Stammesgemeinschaft, die es nur recht zu verstehen gilt: Die gemeinsamen Feldzeichen und Fahnen wurden als Heiligtümer behandelt; die

¹ Denn die Religionsgeschichte spiegelt uns < Denn religionsgeschichtlich spiegelt sich, *handschriftlich*, Höfler

² anerkannt war < gegolten hat, *handschriftlich*, Höfler

Königswürde wurde als etwas Göttliches angeschaut; die Thingversammlung unterstellte sich jedes Mal feierlich uralten ererbten heiligen Gesetzen. Die Formen der Gemeinschaft galten nicht als willkürliche Festsetzungen und Konventionen der Einzelmenschen, sondern als göttliche Gegebenheiten.

Diese Grund-Anschauung wirkt seit dem Altertum fort und erst das Zeitalter der Französischen Revolution hat den Glauben an die Gottgesetzlichkeit der Gemeinschaft radikal zerbrochen – übrigens nicht bloß für die staatliche Gemeinschaft, sondern auch für die Familie und Ehe, die man nur mehr als juristische und physiologische Zweckorganisationen verstehen wollte. Daran scheiden sich die Geister.

Wenn wir diese – an sich nur wenig bekannten, aber exakt nachweisbaren – historischen Tatsachen auf die Frage des germanischen Gemeinschafts-Ethos untersuchen, ergibt sich folgendes:

Es könnte an sich so sein, daß jeder einzelne Stamm seinen eigenen Stammgott verehrt hätte und von ihm geglaubt und gehofft hätte, daß er nur allein für diesen einzelnen¹ Stamm (Thüringer, Sachsen, Langobarden usw.) Sorge trage. Soziologisch würde das bedeuten: Jeder Einzelstamm war sich selbst genug, wollte nur sich selber und sein eigenes Gedeihen, und betrachtete alle andern, alle Nachbarn, nur als Fremde bzw. Feinde, die man zu schädigen, auszurotten trachtete² oder aber zu unterjochen und bis zur Grenze des Möglichen auszubenten wünschte. „Der Nachbar des Nachbarn Todfeind“.

So stellt sich vielleicht mancher das innere Gefüge unseres Altertums vor.

Aber die Geschichte erweist – sobald man nur ihre Dokumente recht verstehen gelernt hat – klar und unwidersprechlich eine ganz andere Gemeinschaftsstruktur:

Die verschiedenen Germanenstämme haben die gleichen Gottheiten verehrt und sich damit zu gemeinsamen metaphysischen Wertsetzungen bekannt.

Ich möchte durch einen Vergleich erläutern, was das praktisch bedeutet: In einem Regiment, dessen Mitglieder sich zu den selben Ehrgeboten, Lebenszwecken und Idealen bekennen, kann trotzdem zwischen zwei Offizieren ein Duell ausgefochten werden. Wenn sich dabei beide als Ehrenmänner respektieren und praktisch danach handeln, weil beide die selben Ehrengesetze und Lebensregeln anerkennen, dann wird auch eine ehrenvolle Aussöhnung und eine dauerhafte künftige Gemeinschaft und Waffenbrüderschaft möglich sein, ja das Normale bleiben. und dies umso sicherer, je ehrlicher die Ehrenhaftigkeit der beiden Partner und je begründeter ihre gegenseitige Achtung ist. So haben auch die altgermanischen Stämme, trotz aller Kämpfe und Fehden, die letzten Grundfragen des Lebens gemeinsam gehabt und damit auch einen gemeinsamen Lebensboden besessen, auf dem ein ehrlicher Kampf ritterlich ausgetragen werden konnte, ein Friede aber eben durch die Gemeinsamkeit der Ehre dauernd und³ zuverlässig werden könnte und echte Befriedung bewirkte: nicht Versklavung und Entehrung, sondern eine sittlich-menschlich ungebrochene Gemeinschaft.

Die Einigungskämpfe des Germanentums hatten nachweislich zum Resultat nicht ein Unterjochungs-System von Triumphatoren auf den gebeugten Nacken von Ehrberaubten, moralisch Geknickten, sondern eine Verbindung von Menschen, die den Kopf hoch tragen konnten, sich gegenseitig achteten und achten durften, an sich selber Freude haben konnten und darum zuverlässige Waffengefährten wurden und geblieben sind.

¹ einzelnen, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

² trachtete, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

³ und, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

Dies ist der (historisch unendlich wichtige) Grund, weshalb es nach Chlodwigs Sieg nicht fränkische Herren über thüringische, alemannische, bajuwarische Sklaven gab, sondern weshalb Franken, Thüringer, Alemannen, Bajuwaren usw. zusammen, als aktive, ehrliebende, freie Staatsträger ein Reich von einer Kraft bilden konnten, wie sie ein labiler Sklavenstaat niemals gehabt hätte. Und ganz ebenso sind dann in der Karolingerzeit bei der Einverleibung der Sachsen diese Neuen nicht als leibeigene Ausbeutungsobjekte angesehen und behandelt worden, sondern als freie Ehrenmänner, die – trotz der auch ihnen eigenen germanischen Empfindlichkeit in Ehrensachen – nicht bloß ihre Selbstachtung behalten konnten, sondern ihre ungeschmälerte¹ Ehre, und die eben deshalb zu vollwertigen Reichsgenossen der anderen deutschen Stämme wurden, ihnen Treue hielten und bald dem Reich sogar² ein Kaiserhaus schenkten.

Wessen soziales Denken nicht völlig durch die Lehre des sozialen Atomismus und der Doktrin vom Kampf Aller gegen Alle vergiftet ist (die Lehre, die von Thomas Hobbes bis zu den Nachfahren Charles Darwins immer aufs neue vom Westen her verkündet wurde), der müsste diesen Unterschied wohl verstehen können: Im ersten Fall wäre das Ergebnis der Einigung der Stämme eine Gewaltherrschaft der jeweiligen Sieger über Vernechtete gewesen, die entweder innerlich und äußerlich zugrunde gegangen wären (denn zu Sklaven waren die Germanen stets ungeeignet) oder aber mit tödlichem Haß, im Innersten beleidigt, auf die Stunde der Schwäche gelauert hätten, in der sie ihren Unterjochern in den Rücken fallen konnten.

Statt dessen waren die germanischen Reiche Gemeinschaften von Freien, die – bei aller Scharfkantigkeit, Ehrempfindlichkeit, bei allem persönlichen Abstandhalten und Ehrgeiz – doch in den Stunden des geschichtlichen Ernstes so stark zusammenstanden, daß die Germanen die Herren der europäischen Geschichte geworden sind und es bis zur Jetztzeit blieben.

Es ist notwendig, an dieser Stelle, wo wir uns über die sittlichen und geistigen Grundlagen der historischen Machtentfaltung klar werden wollen, einen Blick auf die Macht-Lehre Nietzsches zu werfen, die in engem Zusammenhang mit der Sozialauffassung des Darwinismus steht. Denn obwohl Nietzsche bei der Konzeption seiner Macht-Philosophie den Blick nicht auf die germanische Geschichte und ihre Machtgebilde gerichtet hat, werden doch sehr viele geneigt sein, das Wesen der germanischen Machtentfaltung nach Nietzsches Ideen zu messen. Sein Name ist mit dem Begriff „Macht“ so eng verbunden, daß sich die Grundkategorien seines Denkens bei vielen ganz von selber einstellen, wenn es gilt, irgendeine geschichtliche Macht zu verstehen.

Als Nietzsche einer willensschwach werdenden Zeit Willenskraft predigte, da blieb das konkrete Ziel, worauf der Wille zu richten sei, bei ihm merkwürdig schwankend: Bald war es der vornehme Mensch, bald der mitleidlos Robuste³, bald der schöne Mensch, bald der einsame Weise, den er predigt (denn Prediger ist Nietzsche von seinem ersten bis zu seinem letzten Buch immer geblieben, bei allem Wechsel der Tonarten). Das Leitwort „Übermensch“ bleibt (und das ist einer der Gründe seiner so faszinierenden Wirkung) im Umriß nebelhaft, so daß man sich – je nach seiner eigenen geheimen Sehnsucht – sowohl den Vornehmen wie den Robusten, den Seelenreichen wie den Unbeschwerten darunter vorstellen mag – oder auch sogar alles zugleich, wie etwas ein „Idealpferd“, das zugleich am schnellsten liefe und die

¹ ungeschmälerte < volle, *handschriftlich, Höfler*

² sogar, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

³ mitleidlos Robuste, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

schwersten Lasten zöge, oder einen Idealmenschen, der gleichzeitig Herkules und Apollo wäre, also muskelstrotzend und gertenschlank „in einem“.

Wo aber Nietzsche sich dem hymnisch anschauungsfernen Gefühlsschwelgen entreißt und sich (immer erst sekundär!) zwingt, für seine Lebensbejahung nun wirklich im Leben, in der Geschichte etwas aufzusuchen, das er nicht bekämpft und als krank bezeichnet, sondern als historisch gesund bejahen mag – da zieht es ihn vor allem zur italienischen Renaissance.

Im „Wissen zur Macht“ und sonst preist er als Machtmenschen, der die Krankheit der Moral ganz überwunden habe, Cesare Borgia, den gefährlichsten und gefürchtetsten von allen Renaissance-menschen.

Man täte Nietzsche wohl¹ Unrecht, wollte man die Wahl gerade dieses grausamen² Symbols der Kraft nur aus einer Freude an der Paradoxie, am Verblüffen des Bürgers erklären.

Die Überwindung der eigenen Weichheit und Mitleidsneigung war für Nietzsche ein allzu quälendes Problem, als daß man in seiner Schwärmerei für den gefürchteten und gehaßten Borgia und den Typus aller Immoralisten der Renaissance ein bloßes wohlfeiles Paradoxie-spiel vermuten dürfte, wie es so vielen Literaten als höchster Geist-Triumph gilt. Es ist etwas ganz anderes als Originalitätssucht, was Nietzsche dazu brachte, gerade dieses Schreckbild zum Helden zu erheben.

Er wollte unerbittlich dem Gesunden dienen, seinem eigenen Instinkt zum Trotz, den er als krankhaft verdächtigte. In seiner Jugend hatte er Schopenhauers Mitleidsmoral als höchste Weisheit gefeiert und dabei verraten, wie abnorm stark ihn dessen Lehre in Bande zu schlagen vermochte. Jetzt forderte er Gesundheit, indem er (beinahe schematisch-formalistisch!) das Heil in der Mitleidslosigkeit und Grausamkeit suchte, fast als wären sie Selbstzweck und schon an sich Gesundheits-Kennzeichen. Bei diesem Vorgang der Selbstbekämpfung geriet er an die Geschichtsfiguren des Borgia, des Brudermörders und Giftmischers, und weil er in ihm den extremen Gegensatz des Mitleids sah, meinte er, auch den Inbegriff der Gesundheit gefunden zu haben, ohne zu fragen, ob der Borgia-Typus für Italien Macht oder Ohnmacht im Geschichtssinn bedeutet hat.

Der psychologische Quellpunkt der Grausamkeitsverehrung, die dann so vielen Literaten eine Nervenlust wurde und vielen Doktrinären ein Moralevangelium – der psychologische Kern dieser Verwechslung von Grausamkeit und Gesundheit liegt darin, daß Nietzsche, um das Gesunde zu finden, nicht gesunde, und das heißt: dauerkräftige Geschichtszustände kennenzulernen sich bemühte, sondern statt dessen als Einsiedler in der eigenen Seele nachgrub und meinte, es genüge, zu seinen eigenen krankhaften Trieben Nein zu sagen, um dadurch schon zu erfahren, was im Leben gesund sei. Es kommt viel darauf an, dies zu verstehen.

Wir sind, ehe wir Nietzsche als den Propheten geschichtlich-politischer Macht anerkennen, zu der entscheidenden Frage berechtigt:

Wie war es möglich, daß Nietzsche gar nicht bemerkt hat oder aber nicht als wichtig betrachtet hat, daß sowohl Cesare Borgia wie die unzähligen anderen Renaissance-Tyrannen keine Macht hinterlassen haben, sondern daß gerade in jener historischen Epoche, wo dieser Moral-Typus in Italien voll³ zur Herrschaft kam, Italien seine Macht für viele Jahrhunderte verlor?

Wer bei Nietzsche Gesundes und Krankes zu scheiden strebt, (denn einfach sein Gesamtwerk zum Dogma zu erheben und eine jede seiner Thesen, trotz aller ihrer Selbstwidersprüche, als

¹ wohl < sohl, *cj.*

² grausamen, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

³ in Italien voll, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

unfehlbar nachzubeten, können nur sehr unfreie Geister wünschen) – wer also Nietzsches Schwächen als Schwächen erkennen will, der darf wohl fragen: Warum hat er in seiner ganzen Machtphilosophie sich niemals zu den wirklichen¹ Machtstaaten der Geschichte hingezogen gefühlt – etwa zur Größe Roms, des mittelalterlichen Reiches, Englands, Preußens – sondern hat entweder ins ganz Abstrakte hineinphilosophiert oder mehr gefühlsbeschwingt als gedankenklar vor allem von der italienischen Renaissance-Macht geschwärmt?

Es ist eine unverkennbare psychologische Tatsache, daß ihm die historische Lebenskraft oder Lebensunfähigkeit der italienischen Staatsgebilde menschlich gar nicht interessiert hat (wie andererseits die unverhohlene menschliche Antipathie gegen die historischen Machtgebilde der Römer und Germanen schon in seinem gereizten und aufrichtig Hassvollen Ton zu erkennen ist – bis zu der persönlichen Geladenheit jeder Äußerung gegen Bismarck). Wer in so extremem Maß aus dem Gefühl schreibt wie Nietzsche, bei dem muß sich etwas Wesentliches veraten, wenn er so aus dem Tiefen haßt. Darüber sollten sich auch alle die klar sein, die durch ihr Gefühl an Nietzsche gefesselt werden, und die ihn nicht nur als Künstler oder Gottsucher bewundern, sondern in ihm einen „Führer zur Macht“ sehen.²

Denn wir wollen uns das klare, saubere³ Verstehen der welthistorischen germanischen Geschichtsleistung und ihrer moralischen Grundlagen unter keinen Umständen verderben lassen durch Gefühlsschwärmereien zweifelhaften Ursprungs.

Nietzsche hat einmal die unvergessliche Hohnformel geprägt: „Definition des Germanen: Gehorsam und lange Beine“.

So ähnlich mag man seit langem in jenen munteren südlichen Kreisen gedacht haben, in denen hurtige Gewandtheit als Vorzug galt, ob nun im Beutelschneiden oder im Giftmord. Welch besseres Mittel gäbe es für den Treuelosen,⁴ sein Unterlegenheitsgefühl abzuschütteln, als wenn er Treue und Festigkeit dumm nennen kann? Die Renaissance-Tyrannen, deren erlittene Staaten wie Eintagsfliegen neben der Wucht der germanischen Reiche hochschwirrten und nieder starben – sie mögen sich gegenüber den Trägern geschichtlicher Dauer ähnlich überlegen gefühlt haben. Schon in der Welt der Boccaccio-Novellen gilt Treue als etwas Läppisches oder als etwas, das es nicht gibt. Die Lebenspraxis hat dem entsprochen. Es ist ja sogar bis zu der Formulierung gekommen: „Treue ist eine hündische Eigenschaft“.

Wir wissen, welches Maß von tiefstem gegenseitigem Haß sich aus dieser konträren Wertung der Treue ergeben hat.

Wie hat die Geschichte dabei ihr Urteil gesprochen? Denn nur die Geschichte, nicht ästhetische Schwärmerei oder selbstbespiegelnde Seelenanalyse kann da über Gesund und Krank entscheiden.

Der Ehrenkodex staatlichen Verhaltens, der über den Reichsgründungen der Germanen steht, ist allerdings grundverschieden von der theoretischen und praktischen Renaissance-Moral, zwar nicht klüger und vor allem ästhetisch weniger ansprechend. Wer in der Geschichte nach dem Prickelnden und „psychologisch Interessanten“⁵ sucht, findet es leichter⁶ im Verfall als im Gesunden. Aber gerade im Ehrenkodex der Germanen läßt sich durch 2 Jahrtausende eine so urinnerliche Dauerkraft wahrnehmen, daß schon daran erkennbar wird: Wer an diesen

¹ wirklichen, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

² und die ... sehen, *handschriftlich angefügt, z.T. am Seitenende, Höfler*

³ klare, saubere, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁴ Treuelosen < Treulosen, *handschriftlich, Höfler*

⁵ und „ps. Interessanten“, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁶ leichter < stets, *handschriftlich, Höfler*

Punkt germanischer Lebensauffassung die Axt oder das zerlegende Messer setzt, der schneidet tatsächlich in den Lebensnerv. Man kann aber nicht sich gleichzeitig für germanische Treue und für den Borgia-Typ erwärmen.¹

Da die Denker der Renaissance gerade über das Wesen der Macht besonders viel nachgedacht haben und mit erstaunlicher Offenheit ihre Auffassungen ausgesprochen haben, lohnt sich ein vergleichender Blick auf diese Unterschiede:

Die Soziallehre des Macchiavellismus (wie übrigens auch des bis zu Ende gedachten Darwinismus) betrachtet den Nebenmenschen grundsätzlich als Feind.

Alle Machtentfaltung beruht darauf, daß man sich auf Kosten der Mitmenschen Stärke, diese aber schwäche, unschädlich mache oder sie unterjochte, um ihre Kraft für sich auszubeuten. Natürlich kann das der isolierte Einzelne nicht bewerkstelligen, sondern er muß sich zu diesem Zweck mit anderen zusammentun, die er an der Beute teilnehmen läßt. Doch auch diesen Genossen hat er im Grunde zu misstrauen. Denn auch sie sind ja² seine Feinde, nur durch Eigennutz an ihn gebunden. Diese Machtgenossen durch List und Gewalt dauernd in Abhängigkeit zu halten, das sei die eigentliche politische Kunst, die Staatskunst.

Jakob Burckhardt hat in seiner „Kultur der Renaissance“ diesem Typus von Staatsgebilden, den wir im Italien des 14., 15. und 16. Jahrhunderts an massenhaften Beispielen studieren können, den Namen „Staat als Kunstwerk“ gegeben. Dieser Staats-Typus, den er als den eigentlich „modernen“ empfindet, gilt ihm als Grundlage der individuellen Entfaltung der Renaissance-Charaktere, die nur auf sich allein gestellt sind. Scharf geprägte Charaktere hat es wahrlich schon früher gegeben. Niemals aber entsteht der „für sich kämpfende“ Mensch³ ohne Gott über sich, ohne Gemeinschaft um sich, ohne heilige Muttererde unter sich.

Die Macht dieses Zeitalters hat wohl niemand⁴ ergriffener bewundert⁵ als Burckhardt und Nietzsche.⁶ Doch daß der Staatentypus der Epoche sich als nicht dauerhaft erwiesen hat, während die alten Reiche fortbestanden, das war für Burckhardt wenig wichtig gegenüber den ästhetischen Vorzügen des Renaissance-Charakters. Burckhardt hat die Renaissance als bürgerlich befriedeter Genießer angeschaut. Die Staatsgrundlagen, bezw. die staatliche Zerrüttung der Renaissance waren dem wohlgeborgenen Schweizer Ästhetiker interessante Vergangenheitsstücke, nicht, wie für Nietzsche, auch ein moralisches Problem. Nur weil dem einen die Renaissance ein ästhetisches Phänomen war und dem anderen ein moralisches, haben sich weder Burckhardt noch Nietzsche sonderlich um die Frage bekümmert, ob die Renaissance denn wirklich eine Macht-Zeit war.

Aber ist die Treue, die das Mark der germanischen Reichsbildungen ausmacht, nur eine subalterne – vor allen Dingen – eine isolierte Eigenschaft in der Geschichte der germanischen Staatskraft? Oder unterscheidet sich das sittliche Gesamtgefüge der germanischen Staatlichkeit vom Moralsystem der Renaissance ebenso scharf, wie jene Wertung der Treue als einer „hündischen“ Gesinnung sich von der germanischen Schätzung der Treue unterscheidet?

Für die Immoralismus-Philosophie Macchiavellis und seiner Jünger ist Treue im Grund eine Schwäche, keine Stärke; eine Tugend, die zwar für die Unterschicht recht nützlich ist, für die Herrenmenschen aber ein Armutszeugnis wäre, (vorausgesetzt nämlich, daß sie sie wirklich

¹ Man kann ... erwärmen, *handschriftlich angefügt (schlecht entzifferbar), Höfler*

² ja, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

³ Scharf ... Mensch, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁴ niemand, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁵ bewundert < geschildert, *handschriftlich, Höfler*

⁶ Burckhardt und Nietzsche < er, *handschriftlich, Höfler*

ernst nähmen und sie nicht bloß im Munde führten, um die Menschen dadurch einzuschläfern).

Nietzsches Herrenmoral beantwortet die Frage dahin, daß man bindende Verpflichtungen allein gegen Seinesgleichen habe, also nicht gegen „unten“. (Daß er selber als „Seinesgleichen“ am Ende fast nur den Musiker Peter Gast und den Politiker Georg Brandes gelten ließ, mag man als eine Zufälligkeit abtun, wenn man es sich leicht machen will). Gegen alle außerhalb der eigenen „Kaste“ gelte Immoralismus, Unterjochung, Ausbeutung, Knechtung.

Spricht hier die schrankenlose Phantasie eines kranken Mannes, der nie in seinem Leben Verantwortung für andere gehabt hat und jede Berührung mit dem wirklichen Leben so mimosenhaft nervös scheute – der niemals auch nur drei Leute „unter“ sich hatte und ihnen befahl? Oder sind noch schlimmere Instinkte als bloße Phantasieschwelgereien im Spiel, wenn Nietzsche sich immer aufs Neue in das Ideal der Versklavung, Erbarmungslosigkeit und Unterjochung vertiefte?

Man denke sich etwa nur eine Minute lang ein Regiment, dessen Offiziere gegen ihre Untergebenen wirklich ein solches „Herrenmenschentum“ eine einzige Woche ausüben wollten: Verachtung nach „unten“, Ausbeutung, „Erbarmungslosigkeit“ (für Nietzsche ein Leitbegriff!) und – vor allen anderen Faktoren als das Allerwichtigste: Das Verneinen einer moralisch-menschlichen Verpflichtung gegen die Unterstellten. Wie würde sich ein solches Regiment wohl in der Schlacht halten? Jeder Offizier wird bezeugen, daß eine Ablösung des Soldatengeistes durch eine so verstandene „Herren“-Gesinnung den inneren und äußeren Tod einer Armee bedeuten müßte, u. zw. in der aller kürzesten Zeit.

Oder man denke sich einen Gutshof, auf dem das Verhältnis von Befehlenden und Dienenden nach diesem Schema aufgebaut wäre. Vielleicht kann man eine Sklavenfarm nach solchen Grundsätzen leiten (wenn man nämlich¹ genügend viele – und „zuverlässige“ – Sklavenaufseher hat). Aber innerhalb unserer Länder waren die Diener, die nur mit der Peitsche regiert werden können, stets in verschwindender Minderzahl und galten als verachtete Auswürflinge. Wo ein wirklicher Herr, wie Otto von Bismarck, zu herrschen hatte, dort sind seine Leute noch stets für ihn durchs Feuer gegangen, wenn es darauf ankam.

Als – wie Nietzsches Schwester es uns ausdrücklich und mit besonderer Dankbarkeit bezeugt (Der einsame Nietzsche²) – die jüdischen Politiker Maximilian Harden und Georg Brandes als die Ersten³ Nietzsches Sozialauffassung als neues Evangelium verkündeten, da haben sie diese ganze organische Ordnung von Führung, Herrschaft und Gehorsam und gegenseitiger Treue geflissentlich als nicht existierend behandelt. Es ist beinahe unglaublich, daß man diesen Kardinalpunkt jener⁴ Zersetzungslehre kaum bemerkt hat. Dadurch, daß die Begriffe „Herrschaft“, „Dienst“, „Macht“, „Gehorsam“ in dieser Weise von einem Sklaverei-System her „neu gedeutet“ wurden, ist sowohl die Idee der Herrschaft wie die Idee des Gehorsams vergiftet worden.

Wo in der gesamten deutschen Geschichte wäre das Verhältnis von Dienenden und Führenden das von Sklaven und Sklavenausbeutern gewesen? Also von Haß nach oben und Haß gegen unten? Nackte Gewalt gegen die Unterstellten statt Recht? Wem wäre denn in den „gesunden und adeligen“ Zeiten die Rolle der rechtlosen Sklavenmenschen zugefallen? Etwa den Bauern

¹ nämlich, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

² Der eins Nietzsche, *handschriftlich in einen Leerraum eingefügt, unbekannt Hand*.

³ als die Ersten, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁴ jener < dieser, *handschriftlich, Höfler*

oder den Pächtern oder den Handwerkern? Oder hätte man diese Stände vielleicht¹ allesamt zu den immoralistischen² Herrenmenschen und erbarmungslosen Ausbeutern zu stellen?

Ich finde, daß dieses „Zwei-Kasten“-Schema sehr viel mehr Ähnlichkeit mit der Klassenkampf-Lehre von Marx aufweist als mit irgendeiner organischen und wirklich gesunden Epoche unserer Vergangenheit. Hat man diesen Zusammenhang nicht bemerkt. Dann denke man einmal darüber nach.³

Wer etwa glaubt, daß Maximilian Harden mit seiner eifrigen Propagierung dieser Lehre Deutschlands nationale Macht oder die „Gesundheit“ der Germanen habe steigern wollen, der überlege⁴ einmal möglichst klar und nüchtern diesen⁵ Sachverhalt u. zw. nicht vom Standpunkt des Ästheten, sondern⁶ vom politischen und historischen Standpunkt aus.

Es gibt allerdings außer der Klassenhaß-Theorie von Marx noch eine zweite Lehre, die zu diesem von Harden und Brandes aus der Philosophenstube in die Politik hinüber⁷ gezerzten Dogma von der „mitleidlosen Ausbeutung“ sehr genau passt: In dem Herrschaftsprogramm, das in den messianischen Hoffnungen der Juden beschlossen liegt, gibt es zwischen Auserwählten und Unterjochten allerdings keine Gemeinschaft, sondern nur Erbarmungslosigkeit, Haß und Ausbeutung. So scheint es wenigstens der Talmud und wohl schon das Alte Testament zu lehren.

Man vergleiche aber ruhigen Blickes die Staatsfähigkeit der Juden und der Germanen.

Gerade weil die Juden schon aus religiöser Satzung jede Gemeinschaft, geschweige denn jede Treuebindung mit den ihnen Unterworfenen abwiesen und deutlich - in Theorie und Praxis – zu verstehen gaben, daß für die Auserwählten alle anderen Menschen⁸ Verworfenen seien, ihre religiösen Werte Unwerte, ihre sittlichen Ideale Wahn, ihre Ehre ein Nichts – kurz, weil sie den anderen keine menschliche Achtung zollten (so virtuos sie auch zu schmeicheln verstanden!), haben sie selbst keine Achtung gewonnen, sondern auch ihrerseits Haß geerntet⁹. Schon Tacitus formuliert lapidar: „Die Juden waren sehr gehasst, aber auch sehr gehässig“. Immer wieder wurden sie, wo sie Macht errangen, als die Bedrücker und Parasiten empfunden.

Sind die Germanen, wo sie Führungsschicht waren, ihren Untergebenen auch so entgegengetreten?

Gewiß, auch sie konnten hart sein. Aber überall, wo Germanen soziale Dauergebilde schufen, sehen wir sie im Besitz nicht nur von Gewalt, sondern von Autorität:

Selbstbeherrschung, Fleiß, Zuverlässigkeit, Führung durch gutes Beispiel in Krieg und Frieden, Unbestechlichkeit, strenge Ordnung und Gerechtigkeit – das sind einige der Haupttugenden, die die Germanen, auch dort, wo sie kleine Minoritäten darstellten, ohne viel Worte zu bewähren wussten und dadurch zuerst Respekt einflößten,¹⁰ dann aber¹¹ auch bald Ergeben-

¹ dies St vielleicht < die, *handschriftlich, Höfler*

² immoralistischen, *handschriftlich am Rande, Höfler*

³ Hat man ... nach, *handschriftlich angefügt, zT. am Rande, Höfler*

⁴ überlege < denke, *handschriftlich, Höfler*

⁵ diesen Sachverhalt < über diesen Sachverhalt nach, *handschriftlich, Höfler*

⁶ nicht vom ... sondern, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁷ hinüber < heraus, *handschriftlich, Höfler*

⁸ Menschen, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁹ geerntet, *handschriftlich am Rande, Höfler*

¹⁰ einflößten, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

¹¹ aber, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

heit und Treue erweckten. Wer wagt es zu bezweifeln, daß ein Sozialgebilde, das auf diesen Kräften beruht, geschichtlich fester und gesünder ist als eine Hasserfüllte Organisation von Ausbeutern und Ausgebeuteten?

Bedeutet „Herrschaft“ eine verantwortliche, auch dem Schwächeren, Untergebenen gegenüber wohlwollende Führung – oder bedeutet sie brutale Unterdrückung, die den Unterjochten nur als Bereicherungsobjekt ansieht, ihn lieblos und ohne Verantwortung für sein Wohl und Wehe ausnützt – und von ihm dann natürlich nackten Haß erntet? Das ist hier die Frage!

Autorität und Anhänglichkeit wird eine Oberschichte bei den ihr Unterstellten selbstverständlich nur dann finden, wenn die Oberen den Unteren wohlwollend gesonnen sind. Denn das merkt jeder Untergebene sehr rasch, ob er als Mensch oder als Ausbeutungsobjekt angesehen wird.

Gewiß gibt es Menschen; die ausschließlich nur mit Gewalt, sozusagen mit der Peitsche, regiert werden können. Die mag man Sklavennaturen nennen. Aber das ist, wenigstens in unserem Umkreis, stets nur eine Minorität. Es ist das Wesen der kultivierten und kulturfähigen Länder, daß ihre Menschen zu innerer Ordnung aufgerufen und erzogen werden können.

Auf diesen Unterschied aber¹ kommt alles an: ob ein Mensch (bezw. Menschentyp) der inneren Ordnung fähig sei oder nicht. Wer ihn verkennt, an dem wird die Geschichte unbarmherzig Rache nehmen.

Wer auf den Gehorsam und die Treue eines Menschen und eines Volkes in den Stunden des Ernstes zählen will (und die Geschichte ist stets voll von solchen Stunden!), der fasse sie bei ihrer Ehre. Dann aber muß er auch² selber ihnen Ehre geben und muß ihnen Treue halten, unverbrüchlich, wie er es von ihnen fordert. Wenn sie Ehre im Leib haben, werden sie Treue mit Treue vergelten. Sind sie dessen nicht fähig, so zählen sie geschichtlich nicht mit. Sie können dann noch Objekte der Staatsordnung sein, nie Staatsträger.

Seit alters war es eine der festesten Grundlagen der germanischen Staatskunst: mit unbestechlichem Blick unterscheiden zu können, welche Menschen des freien Gehorsams fähig sind und welche dagegen nur eines geduckten, peitschenscheuen, augendienerischen. Den letzteren Typus mag und muß man wohl so behandeln und wenn man sich dabei vergreift und ihn für zuverlässig und ehrliebend hält, wird man durch Schaden darüber belehrt, daß diese Menschenart innerlich unfähig ist, Verantwortung zu tragen, und daß sie³ aus diesem Grunde auch staats-unfähig ist.

Widerfährt einem aber der entgegengesetzte Mißgriff, einen Menschentyp, der aus der Ehre lebt (und sei es der ärmste Bauernknecht), wie einen Unfreien zu behandeln, der nur durch Gewalt, Argwohn und Beschimpfung bei seiner Pflicht gehalten werden könne – dann sät man Haß und Rachsucht. Und diese Instinkte werden umso grimmiger und unversöhnlicher sein, je stärker das Ehrgefühl des betroffenen Mannes ist.

Bekanntlich ist es eine der Grundregeln des strengen preußischen Heeres, daß das Verhalten des Vorgesetzten zum Untergebenen von Wohlwollen getragen sein sollte.

Es wird niemand behaupten, daß dies eine gesundheitswidrige Sentimentalität gewesen sei oder aber ein heuchlerischer [!] Aushängeschild, hinter dem sich in Wahrheit die entgegengesetzte Gesinnung verborgen hätte.

¹ aber, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

² auch, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

³ daß sie, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

Man verkenne auch nicht, daß dieses Wohlwollen verbunden ist mit eiserner Zucht und großer Härte gegen Unwürdige und Ehrlose. Es bedeutet keine sentimentale Verharmlosung des preußischen Staates, dessen Symbol der Adler gewesen ist, also ein „Raubtier“ – wie allerdings auch der Löwe im Wappen Schwedens oder Englands oder die Wölfin, das Wahrzeichen Roms. Wer die Idee des Staates unter dem Schlagwort von der „blonden Bestie“ sieht, der wird vielleicht in Adler und Löwe die Bestätigung dieses Ideals finden. Und doch wäre das falsch. Wo immer wir diesen Symbolen in der Geschichte begegnen, da bezeichnen sie (wie übrigens jedermann fühlen wird) nicht ein Schwelgen in Grausamkeit, sondern das Edle, Wehrhafte, Vornehme. Man denke sich, um diese Behauptung bestätigt zu finden, einen Augenblick lang die Hyäne oder den Vampyr als Wappentiere! Vielleicht versteht dann sogar der Verdrehteste den Unterschied.

Es diene jedenfalls zur historischen Kenntnis, daß das Germanentum, wo immer es noch gesund war, ein hohes Maß von Wohlwollen und Verantwortung gegen alle diejenigen Untergeordneten aufzubringen wußte, die sich dessen wert erwiesen.

Diesen menschlichen Wert zu erkennen und anzuerkennen, das war stets eine der obersten und vornehmsten „Herren-Tugenden“ des freien und freiheitsliebenden, freiheitsfähigen Germanentums. Wer Freude daran hat, einen aufrechten Menschen zu demütigen und zu entehren, der ist kein Herr, höchstens ein Tyrann. Er wird keine Treue bei Treuefähigen finden und darum niemals Macht von Dauer entfalten können.

Der Germane liebt das Vornehme. Das ist eine seiner innersten Eigenschaften. Er liebt einen Vorgesetzten, der von vornehmer Gesinnung ist und Achtung mit Achtung erwidert.

Das ist, wie man weiß, nicht bei allen Rassen so. Das, was Hans F. K. Günther so überaus treffend als das „Hinaufhassen“ bestimmter Menschentypen bezeichnet hat, liegt dem germanischen Menschen, wenn er nicht völlig verdorben ist, überaus ferne. Man muß wohl selber – ganz unabhängig von seiner Standeszugehörigkeit – ein vornehmer Charakter sein, um an Vornehmheit Freude zu haben.

Allerdings ist eines unerlässlich: der Vornehme muß spüren, wer Achtung verdient, und muß sie ihm uneingeschränkt zuteil werden lassen. Ein stolzer Mensch hat Freude an Stolzen. Erst wo der Stolz in sein Afterbild umschlägt, in Arroganz, wird aus diesem Gemeinschaftsband ein Zersetzungsfaktor. Denn der Arrogante hat ein Bedürfnis, anderen Verachtung zu bezeigen, auch ohne sich vorher zu überzeugen, ob sie wirklich Verachtung verdienen. Jedes Mal, wo er damit einen Ehrenmann trifft, muß er erst zurechtgewiesen werden. Wer aber von innen her arrogant ist, wird es immer wieder versuchen, sein Gegenüber als verachtungswürdig zu behandeln.

Es gehört zu den tiefststehenden und sozial wertvollsten Eigenschaften der meisten Germanen, daß sie ein überaus feines Unterscheidungsvermögen besitzen für Stolz und Arroganz, für Würde und Anmaßung. Das ist auch die Quelle für die berühmte germanische Höflichkeit, für die es schon im germanischen Altertum, mitten in der blutigsten Wikingerzeit, überaus markante Beispiele gibt, und die manche so schwer verstehen: Wer selber streng auf seine Ehre hält, der verlangt auch, daß man ihn ehrenvoll handle. Das verträgt sich bekanntlich mit dem strengsten Abstandsgefühl und der langdauernden Reserve, die der germanische Mensch zu wahren pflegt und die vielen so unheimlich sind [!], die ihm aber ein fast unentbehrliches Lebenselement bedeuten [!]. Es ist doch sehr bemerkenswert, daß der Ausdruck „jemanden zu nahe treten“ bei uns¹ so viel bedeutet wie „beleidigen“.

¹ bei uns, *handschriftlich über der Zeile*, Höfler

Wenn die Germanen überall in Europa bis vor kurzer Zeit die Verantwortungsstellen in ihren Händen hatten und also in dem edlen, vornehmen und guten Sinn des Wortes Oberschicht waren, welche dauernde Autorität bei ihren Untergebenen genoß, so hängt das vielleicht am allerstärksten an dem Gebot ihrer Selbstsucht: Selbst ein Leben führen, das Achtung verdient, und anderen Achtung zollen.

Man übertreibt nicht, wenn man behauptet (u. zw. schon für die frühgermanische Zeit!): Die gegenseitige Achtung ist die eigentliche Seele des germanischen Gemeinschaftslebens.

Das ist ganz gewiß nicht bei allen Rassen der Erde so, sondern vielleicht¹ nur bei wenigen. Bei den Germanen aber ist dies das eigentliche Geheimnis ihrer historischen Lebenskraft.

Wer ihre Achtung verscherzt hat, der wird sie auch² mit aller Gewaltanstrengung nicht bei der Stange halten. Wer sich aber³ ihre Achtung erwirbt, der kann auf sie zählen, wenn nötig bis in den Tod. Sie schenken ihre Achtung nicht leicht – dazu ist sie zu kostbar. Aber wenn sie ihr sehr waches und meist sehr kluges Mißtrauen dem Fremden gegenüber einmal überwunden haben, so setzten sie ihren Stolz in die Treue. Wird diese getäuscht – gar aus Mutwillen oder Frivolität – dann sind sie allerdings einer Erbitterung fähig, die über alle Stränge schlagen kann und bis zu völlig fanatischen Graden zu steigen vermag. Was im Alltag wie Gutmütigkeit aussieht, erweist sich dann als eine verzehrende Kraft, die entweder den Beleidiger zu vernichten sucht oder aber den Verbitterten geradezu siech macht und seelisch zerbricht. Die Zeiten materieller Verarmung, die oft genug über das Germanentum hereingebrochen sind, haben seine Substanz kaum wesentlich verändert, wie man nachträglich feststellen kann.⁴ Dagegen haben Epochen der inneren oder äußeren Entehrung bei den Germanen regelmäßig einen Grad von Zerrüttung, Ratlosigkeit und Irrewerden am Leben mit sich gebracht, wie es bei anderen, minder ehrempfindlichen Rassen ganz unvorstellbar wäre. Solche Krisen gingen hier stets buchstäblich bis ans Lebensmark. Man erinnere sich nur an den Umfang der Auflösungserscheinungen nach 1918, wenige Jahre nach einer der heldischsten Zeiten der Geschichte.

Das Unterscheiden von Verantwortungs-Fähigkeit und Verantwortungs-Unfähigkeit ist praktisch von der allergrößten Bedeutung.

Ich glaube, daß man geradezu die Formulierung aufstellen kann: Die germanische Geschichtsgröße beruht darauf, daß hier stets ein besonderes hoher Prozentsatz verantwortungsfähiger Menschen gelebt hat und daß – trotz mancher gefährlicher Krisen – die politische Macht und Verantwortung immer wieder bei ihnen gelegen hat oder zu ihnen zurückgekehrt ist. Oder umgekehrt formuliert: Die germanische Staatsweisheit hat stets darin bestanden, die Verantwortungsfähigsten an die Spitze zu bringen.

Das aber bedingt eine besonders hohe soziale und moralische Wertschätzung der Verantwortungskraft.

Die germanische Erziehung – um hier nur ein Symptom zu nennen – war seit Urzeiten darauf besonders bedacht, den jungen, werdenden Menschen möglichst früh und möglichst ernst zur Selbst-Beherrschung zu veranlassen.

¹ vielleicht, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

² auch, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

³ aber, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁴ wie man ... kann, *handschriftlich am Rande, Höfler*

Es ist ein Ideal, das jeder edelgeartete junge Mensch sehr rasch versteht: Selber sein strengster Richter zu sein, keinen Aufpasser nötig zu haben, weil die eigene Ehre schärfer über das Rechte wacht als irgend ein Wächter es könnte.

Einer der schönsten und zugleich stolzesten germanischen Sinnsprüche, ein niedersächsischer Bauernspruch, sagt: „Ehre ist Zwang genug“.

Wer sein Leben diesem Ideal unterstellt hat, auf den kann man bauen. Er wird zwar kein bequemer Untertan sein, sondern spröde, zurückhaltend, ein Verächter aller Liebedienerei, aber in der Stunde der Not eine Säule.

Man setze statt des zweideutigen Ausdrucks „Wille zur Macht“ den eindeutigen „Wille zur Verantwortung“ – und man hat das Mittel in der Hand, sogleich zu erkennen, zu welcher der beiden Menschenarten der einzelne zu zählen ist.

Das ist der innerste Gehalt des germanischen Freiheits-Ideals: sein Gesetz in sich tragen, gegen sich selber strenger sein, als ein anderer es könnte und dürfte. Begegnet allerdings ein solcher Mensch einer Tonart, wie sie gegen¹ einen Augendiener, der nur gezwungen seine Pflicht tut, ganz angebracht ist – dann empört sich sein Bestes oder es zerbricht.

Freiheit, Ehre, Pflicht und Treue gehören für den germanischen Menschen – und ganz besonders für den Staatsträger-Typus – unlösbar zusammen. Fehlt ihm eines dieser Elemente oder gar mehrere, dann beginnt er in ganz buchstäblichen Sinn zu verkümmern und wird bald auch biologisch anderen Rassen, die dieses Seelenbedürfnis nicht haben, unterlegen sein und muß ihnen weichen. Wo ihm aber Lebensverhältnisse möglich sind, in denen er seine Pflicht in freier Selbstverantwortung tun darf und in Ehren treu sein kann, da entfaltet er tiefe Lebenskraft und ist ein innerlich froher Mensch, auch wenn er noch so Schweres zu tragen hat.

Man darf sagen: die Germanen sind, trotz aller Gesundheit, eine außerordentlich empfindliche Rasse. Wird ihnen moralisch der Boden unter den Füßen weggezogen – denn Treue, Ehre, Pflicht und auch Freiheit sind ja sittliche Mächte – so verkommen sie und werden lebensunfähig, während gemeinere Naturen ganz unbeschwert weiterleben.

Ich muß hier noch von einem reden, von dem zu sprechen schwer ist und das doch zu den Grundkräften des geschichtlichen Daseins zählt: es ist die Güte.

War den Germanen die Güte an sich fremd oder verächtlich? Ist sie erst vom Christentum gebracht worden?

Der germanische Mensch scheut sich meist, von Güte zu sprechen oder sich zu ihr zu bekennen. Er verbirgt die Neigung zur Güte oft sogar vor sich selbst. Denn er argwöhnt darin eine Schwäche, ein Weichwerden vor dem Leben.

Man beobachtet, daß gerade solche Naturen Furcht vor der Güte haben, die darin eine Versuchung ihres Charakters zu spüren glauben und sich gegen diese innere Versuchung panzern, indem sie mit Fanatismus dagegen ankämpfen und diesen Trieb bei sich und anderen auszurotten als harte Pflicht empfinden.

Nicht alle Geschichtsepochen haben sich so verhalten. Und die Geschichte lehrt: Nicht nur Zeiten der Schwäche und Weichlichkeit haben sich zur Güte bekannt, sondern auch starke, gesunde, aufbauende Geschichtszeitalter. Güte ist nicht Auflösung. Es gibt aber Epochen ohne Güte, die sich vor dem Gericht der Weltgeschichte als Dekadenperioden erweisen. Gütelosigkeit ist noch keineswegs Gesundheit.

¹ gegen, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

Wie alt ist die Verdächtigung, daß Güte eine Feindin des Lebens sei?

Zumindest in unserer Zeit liegt wohl die ernsteste geistige Gegnerschaft gegen den Wert der Güte in der darwinistischen Weltanschauung:

Das Urgesetz des Lebens ist Kampf, schon Millionen von Jahren, ehe es Menschen und menschliche Ideale gegeben hat. Wenn der Mensch sich nun, verführt durch vorübergehende leichte Lebensbedingungen, von diesem Urgesetz freizumachen sucht¹ oder es vergißt, so übt er damit Verrat an seinem Ursprung und an der Lebensquelle, aus der alle seine Vorfahren seit der Urzeit ihre Kraft bezogen haben. In ihm oder seinen Kindern geht dann das Leben schmachvoll zu Ende und er stirbt, vielleicht ohne es zu wissen, als Verräter² der Gesundheit und des organischen Weltgesetzes.

Vor dem Ernst dieses Weltbildes erscheint Güte als weichliches, lebenszerstörendes Laster, das vielleicht dem, der ihm verfallen ist, das Leben angenehm und „süß“ macht, aber um den grausamen Preis der Zerrüttung und des Aussterbens. Moralisch hochwertige Naturen werden, sobald dieser Gedanke sie erfaßt hat, diese Art von Güte scheuen wie Gift oder wie Selbstbefleckung, und sie um so unerbittlicher bekämpfen, je stärker sie die Neigung dazu in der eigenen Brust spüren.

Aber liegt das Wesen der Güte tatsächlich in einer lebensfeindlichen, naturwidrigen Weichlichkeit?

Ich will hier die knappste Formel verwenden: Bedeutet Güte wirklich Verneinung des Lebensgesetzes?

Wenn eine Mutter ihre Kinder mit Selbstaufopferung großzieht; wenn ein Mann die Kameraden rettet und den Tod dabei freiwillig auf sich nimmt; wenn ein Erzieher seine ganze Kraft einsetzt, um aus werdenden Menschen das Beste zu entwickeln, was in ihnen liegt; wenn ein Staatsdiener, während andere um ihn ihren Vorteil suchen und finden, seine Pflicht tut, nicht nur ohne Dank, sondern unter dem Hohn und Haß karrierebedachter Streber; wenn ein Mensch, dem Verantwortung für irgendein Gebiet des Lebens anvertraut ist, alles tut, um diesem Leben zu dienen, und dabei alles einsetzt, was er hat, auch sein eigenes Glück – in all dem liegt nicht nur Tapferkeit, auch Güte und Selbstverleugnung. Verrät sich darin ein Schwachwerden, eine moralische maskierte Erkrankung der robusten Lebenskraft?

Ist es gesünder, wenn jeder von diesen Menschen als „harter, erbarmungsloser Kämpfer“ für sich sorgen würde?

Denn das lehrt der Grundsatz der atomistischen Lehre von Thomas Hobbes bis zu den „Vulgar-Darwinisten“: Das Leben ist ein Kampf aller gegen alle. Wer sich dem feig entzieht, geht unter, wer aber mit allen Mitteln sich eben dadurch als lebensfähig und „gut“ – denn es gebe keinen anderen wirklichen Wertmaßstab als das biologische Übrigbleiben. Alle übrigen Maßstäbe – insbesondere die sog. moralischen – seien Betrug oder Selbstbetrug.

Wenn ein Soldat fällt, während sein Kamerad desertiert, dem Feind so wertvolle militärische Geheimnisse verrät, daß er reich entlohnt wird, ein Landgut kaufen kann, zehn Kinder hat, die dann sämtlich ausgezeichnete Lebenschancen bekommen und sie ähnlich skrupellos ausnützen wie ihr Vater – welcher von diesen beiden Soldaten hat dann „recht“? Rein biologisch (oder zoologisch) gesehen, offenbar der Überlebende – falls in der Tat das bloße „Am-Leben-Bleiben“ der höchste Wert (beziehungsweise: der einzige reale Wert) wäre und Ehre ein metaphysisches Vorurteil, eine „hinterweltlerische“ Illusion.

¹ sucht < versucht, *ms.* (*ausgeixt*)

² Verräter < Zerstörer, *handschriftlich*, Höfler

Denn es möge jeder „Biologist“ bedenken: Es wäre sehr einfach, ein Ehrenmann zu sein, wenn Ehrenhaftigkeit immer Nutzen und Lebenssicherheit einbrächte und eine Garantie dafür wäre, daß man gute Lebensbedingungen bekommt. Wer aber nicht selber in einem Nebel von Illusionen steckt, sondern klaren Auges auf das Leben sieht, wie es wirklich ist, der kennt die bittere Wahrheit: Meist hat derjenige bessere Chancen, am Leben zu bleiben und voranzukommen, der auf Ehre verzichtet und zu jeder Konzession bereit ist, wenn er nur das Leben behalten darf und sich („mit allen Mitteln“) vorwärts bringen kann.

Die Lehre von Kampf aller gegen alle (und die daraus mit Notwendigkeit sich ergebende Moralauffassung!) denkt in Einzelmenschen, nicht in Völkern und Staaten. Aber der entscheidende Kampf ums Dasein in der Geschichte vollzieht sich zwischen Völkern, besonders Staatsvölkern, nicht zwischen Einzelindividuen: Wenn ein Volk einen noch so hohen Prozentsatz von begabten, gesunden, tapferen und starken Individuen besäße, die aber alle gegeneinander kämpften und intrigierten, so würde ein solches Volk unweigerlich von anderen, vielleicht weit weniger begabten Völkern überwunden werden, wenn diese ihre Kräfte statt auf das innerpolitische „Gegeneinanderkämpfen“ auf Einigkeit zu konzentrieren verstehen. Diese Kräftevereinigung wird umso stärker sein, je ehrlicher die Einzelnen (u.zw. gerade die Starken und Begabten, denn auf sie kommt es vor allem an) bereit sind, vor einem sachlich Besseren zurückzutreten, sich ihm unterzuordnen und ihm dann selbstlos zu dienen. Ein solcher Verzicht mag persönlich sehr weh tun, besonders in Fällen, wo an sich die praktische Möglichkeit bestanden hätte, den sachlich Besseren durch sachferne (heteronome) Mittel, etwa Intrige, Verleumdung u. dgl. zu verdrängen und sich an seine Stelle zu setzen.

Da es sich auch hierbei um ein Grundphänomen staatlicher Gesundheit handelt, sei eine kurze Besinnung auf sein Wesentliches erlaubt.

Es gibt untrügliche Kennzeichen dafür, ob es einem Menschen um die Sache oder um seinen persönlichen Vorteil geht: der eine wird Machtstellungen und Funktionen aus „Willen zur Macht“ an sich reißen, auch wenn er sie nicht ausfüllen kann, und er wird dann in allen Mitbewerbern Feinde sehen, gegen die er „kämpfen“ muß – umso unerbittlicher, je geeigneter sie sachlich für seinen Posten wären. Der andere, dem es um die Sache geht, wird es als Ehrenpflicht empfinden, seinen persönlichen Geltungswillen zu bändigen und dem Besseren den Vortritt zu lassen und ihm dann treu zu dienen. Das wird gerade für ehrgeizige Naturen stets eine sehr bittere Selbstbezwungung bedeuten. Aber wo der Ehrgeiz tatsächlich aus dem Ehrgefühl stammt (und nicht bloße Streberei ist), da wird diese „Überwindung des inneren Schweinehundes“ gelingen, wenn das Verantwortungsgefühl, diese Haupttugend des Staates, wirklich gesund ist. Wem ein solcher Sieg über seine Ehre stärker geworden ist als wenn er mit schlechtem Gewissen einen Ehrenposten erobert hätte.

Derjenige¹ Staat ist gesund, in dessen Verantwortungsschicht diese Ehrauffassung sich durchsetzt und zum² Dauergesetz wird.

Die Lehre vom Kampf Aller gegen Alle dagegen legitimiert den Instinkt, unter allen Umständen für sich selber und das eigene Vorankommen zu sorgen, koste es, was es wolle, auch unter Schädigung der übergeordneten Sache.

Nun hat der Darwinismus (oder wenigstens der Vulgär-Darwinismus) eine Fundamental-Illusion eingeführt, die man folgendermaßen umschreiben kann: Der – gleichsam automatisch funktionierende – Kampf Aller gegen Alle sorge sozusagen ganz von selber dafür, daß die

¹jenige, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

²zum, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

Stärksten sich durchsetzen; und diese „Stärksten“ seien eben automatisch immer auch die Gesundesten, Begabtesten, Fähigsten.

Hätte man doch nur den Mut, aus dem Bezirk abstrakter Gedanken in das Gebiet der praktischen Lebenserfahrung hinüberzutreten, ehe man jene Grund-Lehre des sozialen Darwinismus als bewiesene Tatsache hinnimmt:

Sind denn¹ tatsächlich die brutalsten und geschicktesten, listigsten Karrieremacher zugleich auch die sachlich Besten, Fähigsten?

Ein Streber, der sich sozusagen prinzipiell und planmäßig auf das „Sich-Selbst-Durchsetzen“ als seinen obersten Lebenszweck konzentriert, hat² tatsächlich mehr Chancen, sich „durchzusetzen“ – gerade durch „heteronome“ Mittel wie Schmeichelei gegen oben, Verdächtigung der Mitbewerber, Augendienst und Blenderei usw. – während ein Ehrenmann, der zum Schmeicheln zu stolz und zu schweigsam ist und der, nach Helmuth von Moltkes Wort, „mehr sein als scheinen“ will, mit solchen Mitteln nicht konkurrieren mag.

Selbstverständlich wird ein augendienerischer Streber sehr bald sachlich³ enttäuschen, wenn er die Stelle, die er sich mit sachfremden Mitteln erworben hat, nachher nicht auszufüllen vermag. Er selber und seine Umgebung werden es bald bemerken, wenn sein Sach-Talent kleiner ist als sein Karriere-Talent. Doch liegt es unweigerlich in der Natur der Sache, daß er gerade dann aus Selbsterhaltungstrieb umso verbissener gegen eine Einsetzung des sachlich Fähigeren „kämpfen“ wird, je stärker er die eigene Unzulänglichkeit fühlt. Nur derjenige, der es wirklich um die Sache geht, wird von sich aus den Fähigeren fördern, auch wenn er sein eigenes Vorankommen dadurch schädigt.

Um es noch an einem Beispiel zu erläutern: Wenn eine Fabrik aus 200 Ingenieuren für die entscheidende Oberingenieursstelle den Besten aussuchen soll, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß der für die „Konkurrentenbekämpfung“ bestgerüstete gleichzeitig der sachlich beste sei, in diesem Fall also: der technisch beste. Überläßt es die Fabrikleitung nun dem Auslese-Automatismus des Konkurrenz-„Kampfes“, wer die Stelle erhält, so wird der beste Konkurrentenbekämpfer sich durchsetzen, nicht der beste Techniker. Allerdings wird die Sachgesetzlichkeit der Fabrik dafür sorgen, daß bei einer Fehlbesetzung der Betrieb leidet, und, je länger jener in Funktion bleibt, umso mehr. Aber bei seiner Ablösung durch den nächsten besteht wiederum die grundsätzlich gleiche Situation: wiederum wird, wenn man die Entscheidung dem Ausleseautomatismus der Konkurrentenbekämpfung überläßt, derjenige vorrücken, der die stärksten Ellenbogen hat, nicht die stärkste Qualifikation. Wollte eine Fabrik erst sämtliche Streber durchprobieren, bis sie (zufällig) an einen kommt, der außer den Streberqualitäten auch Sachqualitäten hat – ein derartiger Betrieb wäre rasch von einer Konkurrenzfirma ruiniert, die eine bessere Personalpolitik zu führen versteht.

Allgemein formuliert: Es ist ein Irrtum oder eine Lüge der darwinistischen Soziallehre, daß derjenige, der sich selber am wirksamsten vorwärtszubringen versteht, gleichzeitig der funktionell Beste sei. Vielmehr wäre es ein reiner Zufall, wenn diese beiden Qualitäten zusammenfielen. Meist sind sie getrennt. – Das objektive Kennzeichen für Funktionsfähigkeit ist das Funktionieren. Die Aufgabe des Funktionsverteilers besteht darin, den sich stets herandrängenden Ausleseautomatismus der fachfremden („heteronomen“) Kampfmittel auszuschalten und dafür die Rangordnung der Funktionsfähigkeit richtig zu beurteilen, bevor noch Schaden eingetreten ist. Denn es bedeutet einen Schaden, wenn das Urteil über Fähig und Unfähig erst

¹ denn, *handschriftlich am Rande, Höfler*

² hat < hat buchstäblich, *ms. (durchgeixt)*

³ sachlich, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

durch Sachstörung erbracht wird und nicht schon durch die Entscheidung des Funktionsverteilers.

Die Lehre vom Kampf aller gegen alle ist also nicht eine Gesundheitslehre, sondern eine lebensgefährdende Verfallserscheinung.

Sie legitimiert und bestärkt einen Instinkt, der zwar in jedem Menschen vorhanden ist, dessen Überwindung aber erst einen gesunden Staat möglich macht.

Derjenige Mensch ist moralisch hochwertig und staatsfähig, der diese Selbstüberwindung in sich vollzieht.

Und diejenige Staatsorganisation ist gesund und führt zu geschichtlichem Machtwachstum, die es zu einem Ehrgebot der Staatsträger macht, den Willen zur persönlichen Macht dem Ganzen unterzuordnen. Eine Gemeinschaft, in der man dieses Ehrgebot wirklich ernst nimmt, wird alsbald ungeheure Kräfte in sich wachsen fühlen.

Aus diesen Sätzen, die zwar so einsichtig sind, daß jeder Gesunde sie verstehen kann, die aber im scharfen Gegensatz zur Moralauffassung des Darwinismus /bezw. Vulgärdarwinismus) stehen, ergibt sich allerdings auch eine „Umwertung der Werte“:

Staaten bestehen nur, wenn die aktiven Staatsträger eine Reihe moralischer Tugenden besitzen, die der Lehre vom Kampf Aller gegen Alle entgegengesetzt sind. Bloß formaler blinder Gehorsam genügt bei den höheren Verantwortungsträgern nicht. Durch ihn entstände nur eine starre Staatsmaschinerie ohne Eigenleben und organische Geschichtskraft. Je mehr von ihrem persönlichen Eigenleben und ihrer individuellen Begabung die Verantwortungsträger in den Staat tragen, umso reicher, klüger und bewegungsfähiger wird das Staatsgebilde sein. Lebensbedingung aber bleibt, daß diese freibeweglichen, weitgehend selbstverantwortlichen Energien sich nicht gegeneinander wenden. Der gesunde „Ehrgeiz“ des Einzelnen bleibt so lange unschädlich und sogar kräftig belebend, als er im Wettkampf tatsächlich Ehre sucht und daher nur ehrenhafte Mittel im Wettbewerb mit dem Gemeinschaftsgenossen verwendet, nicht Augendienst und ähnliche Mittel.¹

Diese Haltung muß zum allgemeinen Prinzip werden, das auch den Einzelnen, der persönlich vielleicht auch unehrenhafter Mittel fähig wäre, trotzdem bei der Stange hält. Es ist keine romantische Illusion, daß dies möglich sei, sondern sichere historische Erfahrung. Im altpreussischen Beamtenkorps z.B. wäre Defraudation als etwas Ungeheuerliches angesehen worden.

Das Entscheidende ist nicht, daß eine solche Gemeinschaft aus lauter moralisch einwandfreien Individuen besteht (das gibt es nirgendwo), sondern daß die Verantwortungsbewußtesten den ton angeben und die Übrigen sich nach ihnen richten. Das persönliche Vorbild² vermag unendlich viel, und ebenso ein gemeinsamer praktischer Ehrenkodex, wenn der Einzelne spürt, daß dieses Ehrgebot tatsächlich ernst genommen wird. Darauf beruht die Moral oder Demoralisierung einer Gemeinschaft.

Die Renaissance-Moral hat diese moralischen Gesetze nicht besessen. Es ist die Frage, ob es damit zusammenhängt, daß Italien gerade in der Renaissance seine politische Macht eingebüßt hat. Machiavelli und die Machiavellisten haben die Meinung ausgesprochen, daß Cesare Borgia dazu berufen gewesen wäre, Italien zu einer einigen Großmacht zu erheben, wenn nicht ein rein äußerer Unglücksfall ihn daran gehindert hätte: bekanntlich haben er und sein Vater, Papst Alexander VI, von dem vergifteten Wein getrunken, den sie einem reichen Kardinal, ihrem Gast, zugebracht hatten.

¹ nicht ... Mittel, *handschriftlich angefügt, z.T. am Rande, Höfler*

² persönliche Vorbild < Beispiel, *handschriftlich, Höfler*

Das Prinzip der Borgia also sei richtig gewesen. Und¹ nur die Verwechslung jener Weinflaschen sei schuld daran, daß diese Familie (oder zumindest: dieser Typus) nicht ein großes, festes und gesundes – das heißt aber: ein dauerkräftiges Reich zustande gebracht habe – ähnlich den tausendjährigen Staatsbildungen der Germanen.

Wer die Borgia und ihren Typus als Vertreter eines gesunden, das heißt: geschichtsfähigen Machtwillens ansieht, der bekundet die Überzeugung, daß man auf Untreue ebenso gute und beste Staaten bauen könne, wie auf Treue.

Man lese die betreffenden Abschnitte in der „Kultur der Renaissance“ von Burckhardt nach, der selbst die Renaissance so sehr bewundert hat. Intellektuell wie ästhetisch waren die Folgen (der Begleiterscheinungen) des Zerfallens der Treuegemeinschaften gewiß glänzende. Und wen an der Geschichte vor allem das Ästhetische kümmert, wird deshalb sehr leicht vergessen, daß und weshalb politische Macht den Renaissance-Fürsten versagt blieb. (Sollte übrigens jemand aus ästhetischen Gründen die sog. Renaissance-Moral begünstigen – der bedenke, daß aus Giftmischergesinnung noch kein Michelangelo resultiert. Es genügt nicht, die Laster der Renaissance nachzuahmen, um dadurch ihre Tugenden hervorzuzwingen. Die modernen Immoralisten haben zwar den Staat untergraben, soweit sie es konnten, aber einen Raffael haben sie nicht erweckt, wenn auch vielleicht Borgia-Typen. Man fasse die Renaissance-Mode der Achtzigerjahre daraufhin ins Auge. Der Staatsabbau, der mit der seit dem Liberalismus aufkommenden Propagierung des Allkampfes verbunden ist, hat durchaus keinen Aufbau der Kunst und Individualkultur im Gefolge gehabt – im Gegenteil).

Gerade Burckhardt ist es gewesen, durch den Schlossers Satz berühmt geworden ist: „Die Macht an sich ist böse“.

Der bürgerliche Liberalismus hat sich diese Formel bekanntlich² zu eigen gemacht, um damit einen moralischen Kampf gegen die historischen Mächte – Staat und Armee – zu eröffnen und deren moralisches Selbstbewusstsein zu unterminieren (nicht hingegen die „Mächte“ der „freien“ Wirtschaft; daß die Macht eines Trusts weit böser sein könne als die Zucht einer Armee, das ließ man geflissentlich im Dunkel).

Diese liberale Folgerung ist allbekannt: Hingegen schein man sich nicht darüber klar zu sein, daß der Satz: „Die Macht an sich ist böse“ auch von Nietzsche und seinen Anhängern übernommen worden ist. Allerdings mit der umgekehrten Konsequenz – nämlich dieser: „Wenn Macht böse ist – dann lasst uns also³ böse sein: so werden wir die Macht gewinnen.“

Das ist vielleicht der wichtigste Grund, weshalb so viele gutgläubige Nietzscheaner (in ihren Privatinstinkten meist sehr moralische Leute) sich zur Bejahung der Borgiamoral verpflichtet meinten und sich vor sich selber⁴ schämten, wenn ein pflichttreuer Mensch ihnen instinktiv⁵ sympathischer war als ein Skrupelloser.

Es ist, wie mir scheint, absolut notwendig, sich ganz klar über die Tatsache zu sein, daß Nietzsche hier (wie so oft) die bürgerlich-liberale Grund-Position übernimmt und nicht ihre Gedankenkombination überwindet, sondern bloß das Wertvorzeichen verdreht.

Der Idee des gütigen, gerechten Herrschers begegnet man auch bei ihm so wenig wie in den Büchern der liberalen Machtbekämpfer. Auch ihm ist die Macht innerlich notwendig böse –

¹ Und, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

² bekanntlich, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

³ also, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁴ vor sich selber, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁵ instinktiv, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

deshalb wird also¹ der Böseste der Machtvollste sein, deshalb scheint ihm Cesare Borgia ein „gesünderer“ Herrscher als etwa Kaiser Wilhelm I., deshalb hält er es für Zufall, daß die Giftmischerstaaten Italiens nicht ebenso fest waren wie Preußen, das durch den Idealismus der Pflichterfüllung zusammengehalten wurde, seit es eine politische Macht geworden ist. Preußens² Machtträger waren – wer wagte das zu leugnen? – sittliche Verantwortungsträger, und ihre Machtfunktionen waren ihnen, seit Preußen zu wachsen begann, nicht eine Gelegenheit des „Machtgenusses“, sondern des Dienstes.

Als Maximilian Harden und die anderen politischen Vorkämpfer des Nietzscheanismus (die bloßen Ästheten des „Machtwillens“ zählen historisch gar nicht mit) sich anschickten, die Grundlagen der germanischen³ Macht-Idee zu revolutionieren – haben sie⁴ damit die politische⁵ Absicht verfolgt unsere nationale Macht zu haben? Das frage ein jeder sich selbst⁶

Ich will dazu hier nur dieses eine sagen: Wenn Politiker wie Harden und Brandes ein heaufziehendes Zeitalter begrüßten und propagierten, in welchem statt der bisherigen Nationalstaaten („Hornviehnationalismus“ hat Nietzsche mehrfach geschrieben) ein neues Machtsystem zur Herrschaft gelange, in dem über der „Kaste“ unbarmherzig Unterworfenen eine andersartige politische „Kaste“ von Auserwählten thronen solle, die, als „gute Europäer“ in allen Hauptstädten Europas verteilt sein würden – dann haben sich natürlich sowohl Harden wie Brandes selber mit zu diesen Auserwählten gezählt. Was für eine Vision von Herrschaft mag ihnen dabei vorgeschwebt sein?

Oder haben sie sich für Nietzsche vielleicht doch nur deswegen eingesetzt, weil er einen so schönen Stil schrieb – nicht, weil er ihnen politisch brauchbar schien?...

Nietzsche selber hat diese Bundesgenossenschaft akzeptiert. Das beweisen vor allem seine Briefe an Georg Brandes aufs klarste. Und er hat nicht etwa nur aus Diplomatie so gehandelt, weil vor allem Brandes ihn durch seine Propaganda innerhalb von wenigen Jahren (zwischen 1887 und 1893) aus einem der Öffentlichkeit fast Unbekannten zur gesamteuropäischen Berühmtheit allerersten Ranges machte – sondern sogar noch in seinem Wahnsinnsbrief vom 4.1.1890 grüßt Nietzsche ihn in hymnischer Sprache als den „Freund Georg“. So redet ein Nietzsche nicht zu einem Kritiker, der ihm Nutzen bringt, so grüßt man einen Genossen des innersten eigenen Wollens.

Aber wenn – nach dem ausdrücklichen Zeugnis von Nietzsches Schwester (Der einsame Nietzsche⁷) die Juden Harden, Brandes und Leo Berg als erste Nietzsche mit den Mitteln der großen Publizistik in die breiteste Öffentlichkeit trugen, so haben sie außer dem Zweck, jenem „neuen“ Herrschaftstypus moralisch das Feld vorzubereiten, noch ein zweites politisches Ziel gefördert: Indem sie den glänzendsten und virtuosesten Dialektiker der Zeit als Vertreter der Lehre sprechen ließen, daß Macht und Immoralismus zusammengehören, Moral aber kleinbürgerlich sei (wo ist wohl die Grenze zwischen lächerlichem „Moralin“ und der ererbten Moral?) – entzogen sie der Macht den moralischen Boden und verdächtigten nicht bloß die ungesunde, muckerhafte Moral, sondern nebenbei und überaus wirksam auch die gesunde, die seit je die Grundlage aller festgefügtten Macht gewesen

¹ also, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

² Preußens < Seine, *handschriftlich, Höfler*

³ germanischen, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁴ haben sie, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁵ politische, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁶ Die folgenden 4 Absätze auf Beiblatt, also später eingefügt, *ms., gleiche Type.*

⁷ Der einsame Nietzsche, *hsl. von unbekannter Hand in einen Leerraum eingefügt.*

ist. Man überlege, wie viel die Generalverdächtigung aller „bisherigen“ Moral zur Zerstörung der „bisherigen“ – nämlich der nationalen, historisch gewordenen Kulturen und Sitten beigetragen hat.¹

Für diese Umwälzung² war ihnen Nietzsche der unschätzbar wirksamste Sturmbock, um gegen alles Ererbte anzurennen. Und zwar aus folgendem Grund³:

In Nietzsche vereinigte sich der gefühlsgeschwellte, romantisch-tiefe Ton, der ihn mit Richard Wagner vereint hatte und auf deutsche Seelen so unwiderstehlich zu wirken pflegt, mit jener blendenden Dialektik, die ihn in Stand setzte, die Ideale von Voltaire, LaRochefoucauld, aber auch von Heinrich⁴ Heine und Brandes mit den geheimen heroisch-tragischen Sehnsüchten des Deutschen so unauflösbar zu verfilzen, daß gerade romantische Idealisten, die die bürgerliche Satttheit verabscheuten, in seiner Lehre ein heldisches, strenges, edles Evangelium menschlicher Erhabenheit zu hören meinten und sich angelockt fühlten, als spräche die Gesundheit.⁵

Wäre Papst Alexanders und seines Sohnes politische und praktische Moral von irgendeinem cynischen Literaten propagiert worden, so hätte jeder Geradegewachsene diese Theorie verächtlich von sich gewiesen und höchstens moralisch Bruchige oder Liebhaber intellektueller Sensationen⁶ hätten sich in ihrer Eigenart legitimiert gefunden. Nietzsche aber hat die berauschende Sprache der Begeisterung mit jenen Forderungen verquickt. Und was ihn zur geistigen und moralischen Großmacht werden ließ, das war sein Appell an das innerste Pflichtgefühl: Jeder tiefer Fühlende spürt ja, daß Nietzsche an seiner eigenen Lehre fürchterlich litt, daß er sein eigenes Ich vergewaltigte, wenn er Borgias Grausamkeit und den erbarmungslosen Ausrottungskampf aller gegen alle als Ziel erklärte. Nietzsche selber war ein so übersensibler Charakter und es war ihm eine Selbstüberwindung furchtbarster Art, daß der das, was ihm selber entsetzlich war, aus Pflichtbewusstsein verzweifelt bejahte, bis er daran zerbrach. Das ist der Grund, weshalb er gerade auf Pflichtmenschen so ungeheuerlich zu wirken vermag. Es war eine bis zur Selbstaufopferung getriebene Pflichttreue; daß er sich zu dem bekannte, was er für Wahrheit hielt.

Aber dieser menschliche Heroismus ist kein Beweis dafür, daß das, was er für Wahrheit hielt, wirklich Wahrheit und Gesundheit ist.

Es ist kein Zufall, daß Nietzsche seine Willensphilosophie in tiefster Einsamkeit entwickelt hat, fern von allen Tatverantwortung, fern vom Staat,⁷ den wirklichen Tätern und Macht-schöpfern gram.

Prüft man seine Willensbejahung an dem vornehmsten Betätigungsfeld, das dem menschlichen Tatwillen zugänglich ist, und das ist das Feld welthistorischer Gestaltung, dann versagt seine Philosophie gegenüber allen „bisherigen“ Machtstaaten,⁸ wie die von Nietzsche bevorzugten historischen Kronzeugen seiner Machtlehre, bes. die Renaissance,⁹ vor der Geschichte versagt haben. Nochmals: ich spreche hier von Nietzsche nicht als den Künstler

¹ Sitten beigetragen hat, *hsl von unbekannter Hand angefügt*.

² Für diese Umwälzung < Da, *handschriftlich, Höfler*

³ Und zwar ... Grund: < Denn, *handschriftlich, Höfler*

⁴ aber auch von Heinrich, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁵ zu hören ... Gesundheit, *handschriftlich angefügt, z.T. am Rande, Höfler; schwer lesbar*.

⁶ oder ... Sensationen, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁷ fern vom Staat, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁸ gegenüber ... Machtstaaten, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁹ bes. die Renaissance, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

versagt haben. Nochmals: ich spreche hier von Nietzsche nicht als den Künstler oder Problematiker, sondern von Nietzsche als politischem Lehrer.¹

Der archimedische Punkt, von dem aus Nietzsches Moralphilosophie aus den Angeln zu heben wäre, ist nicht die Individualpsychologie (die bleibt immer subjektiv bestreitbar), sondern der Staat und sein objektives Gefüge.

Kein Staat der Geschichte – auch nicht Sparta, geschweige denn die germanischen Volksstaaten – fügt sich in das Schema einer Zeitteilung in eine Herrenkaste und eine erbarmungslose vernechtete Sklavenkaste.

Wie diese Herrenkaste innerlich gegliedert sein solle, das bleibt bei Nietzsche fast völlig in schwärmerischem Nebel, und wo er sich überhaupt Mühe gibt, konkret zu werden, klaffen die grellsten Widersprüche: bald soll zwischen den Mitgliedern zarteste gegenseitige Rücksicht herrschen, bald wieder Kämpfergesinnung à la Borgia und Malatesta. All das ist für Nietzsche kaum ein Problem (obgleich das Machtproblem erst da begönne). Es² interessiert ihn nicht. Was ihn erregt, ist sein altes Schopenhauerproblem des Mitleids. Das aber ist gar³ kein Staatsproblem, denn man kann Staaten weder aus bloßer Mitleidigkeit aufbauen noch aus bloßer Mitleidlosigkeit; Krankenpflege ist zwar eine wichtige Sache, aber keine Staatsgrundlage! Wie läppisch wäre es z.B., das Wohlwollen gegen den Grenadier⁴ im preußischen Heer als „Mitleid“ oder „Erbarmen“ kennzeichnen zu wollen! Wohlwollen hat mit schopenhauerischem Mitleid genau⁵ so wenig zu tun wie mit nietzscheanischer Mitleidslosigkeit.

Daß man gegen unten erbarmungslos sein müsse, ist die Quintessenz dieser so absolut geschichtsfernen und staatsfremden⁶ Staatsphilosophie. Aber ein Staat, in dem man von oben nach unten quält und dafür⁷ von unten nach oben haßt, ist deshalb noch nicht wohlgebaut. In gesunden Staaten zählen die „Leibeigenen“ gar nicht mit, unter den Freien aller Stände⁸ aber herrscht von unten nach oben und von oben nach unten Treue, nicht Haß.

Besonders seit Nietzsche verwechseln manche Leute⁹ Güte und Weichlichkeit. Das ist ein Irrtum, der dem Zeitalter wenig Ehre macht – eins der bedenklichsten Erkrankungszeichen.

Weichlichkeit¹⁰ ist es z.B., wenn ein Vater seinen Kindern Schädliches und Niedriges gestattet, weil er nicht strafen mag, und seine Kinder damit lebensunfähig und gemein macht; wenn ein Staatsoberhaupt es hingehen läßt, das Beamte defraudieren und damit nicht bloß die Staatskasse schädigen, sondern, was noch viel verderblicher ist, auch die politische, staatliche Moral zersetzen;¹¹ wenn ein Professor der Medizin unfähige Ärzte aus Gutmütigkeit durchs Examen schlüpfen läßt und damit hunderte von künftigen Patienten an Gesundheit und Leben gefährdet; wenn ein Funktionsverteiler aus Gutmütigkeit Funktionen an Ungeeignete vergibt und Unfähige auf ihrem Posten beläßt, oder wenn ein Richter sich nicht dazu aufraffen kann, gerecht zu strafen.

¹ Nochmals ... Lehrer, *handschriftlich am Rande, Höfler*

² Es < Denn es, *handschriftlich, Höfler*

³ Das aber ist gar, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁴ Grenadier < Mann, *handschriftlich, Höfler*

⁵ genau, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁶ und staatsfremden, *handschriftlich unter auf der Seite, Höfler*

⁷ dafür, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁸ aller Stände, *handschriftlich am Rande, Höfler*

⁹ Leute, *handschriftlich über der Zeile, Höfler. Könnte auch heute heißen*

¹⁰ Weichlichkeit < Weichheit, *handschriftlich, Höfler*

¹¹ zersetzen, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

Es ist eine¹ Pervertierung des Begriffes „Güte“, wenn man ihn in solchen Fällen verwendet: Denn überall handelt es sich hier darum, daß jemand, weil es ihm selber angenehmer, bequemer oder sympathischer ist, einen objektiven Schaden zulässt, für dessen Vermeidung er – als Vater, Staatsmann, Prüfer, Organisator oder Richter- der Sache verantwortlich wäre. Also Verantwortungsbruch, nicht Güte - höchstens sträfliche Gutmütigkeit, für einen Verantwortungsträger ein beinahe disqualifizierendes Laster, jedenfalls Pflichtverletzung. Eine Korruption, die aus Gutmütigkeit entsteht, ist nämlich² nicht weniger schädlich als eine, die aus Saldismus entspringt.

Güte aber fordert es, das wachsende Leben zu schirmen, das Vordringen des Niederträchtigen zu hindern, gute und schlechte Anlagen zu erkennen und nicht bloß die guten zu fördern, sondern auch gegen die schlechten mit Härte einzuschreiten, sich nicht durch Eigennutz, Schmeichelei, Bequemlichkeit, Eitelkeit und Eigenliebe leiten zu lassen, sondern zu dienen, auch wo man weder Dank noch Lohn zu erwarten hat. Mangel an Güte aber³ war immer dort am Werk; wo Raubbau am Leben getrieben wird.

Vielleicht läßt sich dieser Satz umkehren: Vielleicht verdient die Gesinnung den Namen Güte, die im Dienst der ewigen Ordnungen des Lebens aufbauen und gestalten hilft. Dazu bedarf es nicht nur der Liebe, auch der Strenge, der Kraft und der Härte, wo sie nottut. Aber wie nicht jede Kraft aufbaut, so ist nicht jede Härte an sich ein Wert. Wenn die Arterien hart werden, weil sie Kalk ansetzen, ist das so schädlich, wie wenn die Knochen oder das Hirn weich zu werden beginnen. Härte und Weichheit für absolute Werte zu halten, verrät einen⁴ Mangel an organischem Denken.

Das Idealbild des Herrschers, wie es in der Seele des Volkes lebt, verträgt sehr wohl einen hohen Grad von Strenge. Weichlinge schätzt das Volk nicht. Immer aber wird es jene Güte fordern, wie sie in den geliebtesten Heerführern wie Wrangel, Moltke, Hindenburg und so vielen anderen als Wohlwollen vorherrscht. Solche Männer können von allen Untergebenen das Ungeheuerste verlangen. Wo bleiben dagegen die Borgia!⁵

Es gibt eine ganze Reihe von Eigenschaften, die schon in sehr frühen Stadien der germanischen Staatengeschichte als hochgeschätzte Werte, ja geradezu als Ideale, erscheinen und die wir auch heute noch völlig begreifen:

Die Freude an Menschen, die ihre Pflicht auch dann erfüllen, wenn niemand sie kontrolliert; der Wille, möglichst alle, die innerlich die Anlage⁶ zu solcher Anständigkeit⁷ besitzen, in dieser Richtung zu entwickeln und ihnen dann möglichst viel freie Verantwortung zu übertragen; Sinn für menschlichen Rang und für persönliche Würde, den Willen zum „höheren Menschen“ – also das Gegenteil der Freude am Herabzerren; Ideale lieber durch Taten zu bewähren als durch Worte; sachlicher Blick für die Wirklichkeit, auch wo sie ernst und drohend ist; lieber zu ernst sein als zu rosig; Sinn für den Lebensernst als Rangkennzeichen des Menschen.

¹ eine < reine, *handschriftlich, Höfler [?]*

² nämlich, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

³ aber, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁴ einen, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁵ bleiben dagegen die Borgia < bleibt dagegen Borgie, *handschriftlich, Höfler. Es folgt von unbekannter Hand: Zeile frei*

⁶ die Anlage < das Zeug, *handschriftlich, Höfler*

⁷ Anständigkeit > *nicht entzifferbares Wort auf* –haftigkeit [*am eheseten: Schamhaftigkeit*], *hsl. Höfler*

All das sind Werte, die wohl allen Epochen der germanischen Geschichte gemeinsam und allen Gesellschaftsschichten vertraut sind – vom germanischen Bauern bis zu den Staatslenkern empor.

Es gibt aber auch manche Eigenschaften, die vor allem den ordnenden und lenkenden Schichten der Gesamtheit zukommen:

Die Gabe, seinen Blick von der engen eigenen Umgebung auf große Zusammenhänge zu weiten und diesen großen Zusammenhängen das Wesentlichste seines eigenen Lebens einzugliedern, - zugleich die Gabe¹, Großes und Kleines unterscheiden zu können.

Darin liegt eine Aufgabe, deren Bewältigung dem Germanen zwar, wie die Geschichte beweist, keineswegs unmöglich ist, ihm jedoch² nicht, wie etwa Mut und Ehrgefühl, schon gleichsam in die Wiege gelegt ist, sondern um die er erst ringen muß. Es zeigt sich im Großen wie im Kleinen: Gerade germanische Wissenschaftler hängen oft mit fanatischer Hingabe an Details und werden blind für große Fragen; germanische Kirchturmpolitiker vermögen die Probleme, Zwistigkeiten und Kämpfe in ihrer Gemeinde dermaßen ernst zu nehmen, daß sie darüber Gott und die Welt vergessen und kaum noch³ Auge und Herz für die Gesamtschicksale haben. Der germanische Partikularismus aller Spielarten liefert beängstigende Beispiele ungefähr aus jedem Jahrhundert. Jede Gemeinschaft, jedes Konventikel, jede Zunft verkapstelt sich nur allzu leicht in sich selber und verliert alle Organe für die Welt. Die verschiedenen Gesellschaftsschichten schließen sich mißtrauisch gegeneinander ab und sind dann, wenn jemand es geschickt auszunutzen weiß, bereit, im benachbarten Organ der Gesamtheit einen Feind zu erblicken, gegen den man, ohne hören und sehen zu wollen, seine Kampflust loszulassen geneigt ist. Das, was Bismarck als „Eskadronsmoral“ gebrandmarkt hat – die Gesinnung, die sich freut, wenn die eigene Eskadron Heu für ihre Pferde hat, und insbesondere, wenn die Nachbareskadron keines hat – diese Horizontverengung unter Gefährdung der gemeinsamen Lebensgrundlagen ist ebenfalls im germanischen Raum mit allzu vielen historischen Beispielen zu belegen.

Wenn trotzdem die Germanen die großzügigsten Geschichtsgebilde geschaffen haben, so beweist dies, daß man in Engherzigkeit, Kleinlichkeit, Sturheit und Mangel an Weite keine unentrinnbaren Schicksale zu sehen hat, wohl aber Gefahren, die klaren Auges erkannt und mit tapferem Herzen bekämpft werden müssen. Der Germane kann ein Philister sein, er kann aber auch zum edlen, vornehmen, gütigen und stolzen Ordnungstifter werden. Dann kann er Weltgeschichte gestalten, die Dauer⁴ hat.

Zum Schlusse noch eines:

Ich habe bisher fast nur davon gesprochen, was die Germanen in so hohem Maße befähigt habe, Staaten zu gründen und zu erhalten. Ich habe mit Absicht nur von Staaten gesprochen, nicht vom Reich.

Ist das Reich, seiner Idee nach, nur ein Staat unter Staaten?

Es sträubt sich in uns etwas, Staat und Reich gleichzusetzen.

¹ zugleich die Gabe, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

² jedoch < aber, *handschriftlich, Höfler*

³ noch < mehr, *handschriftlich, Höfler*

⁴ Dann ... Dauer hat, *handschriftlich angefügt, z.T. am Rande, Höfler*

Man kann zur Not von „Staatsapparat“ und „Staatsmaschine“ sprechen. Aber wir empfinden es als Ahnungslosigkeit, wenn jemand von „Reichsmaschine“ oder „Reichsapparatur“ reden wollte.

Denn wir spüren: das Reich soll und muß mehr sein als eine bloße Verwaltungsmaschine, welche¹ Steuern erhebt, die Technik des täglichen Lebens und Verkehrsregeln usw.

Das Reich muß mehr sein. Und die Geschichte lehrt, daß die Idee des Reiches schon seit unserer Frühzeit etwas Heiliges war. Dem Reich zu dienen, ist Gottesdienst gewesen.²

Wie die Ordnung der Natur, Geburt und Tod, Wachsen und Verblühen und Wiedererwachen des Lebens als eine göttliche Ordnung angeschaut und verehrt worden ist, so galt auch die Gemeinschaft, ihr Recht und die Wahrung ihrer Ordnung als etwas Heiliges, dessen Verteidigung gegen außen und innen die oberste und ernsteste der praktischen Lebenspflichten war. Es ist ein Stück Weltordnung, das zu wahren dem Menschen aufgetragen ist. Darum ist seine Verantwortung für diesen Pflichtenkreis von einem religiösen Ernst erfüllt.

Nicht alle Völker und Rassen kennen einen solchen Instinkt. Viele sind sich selber genug und sind zufrieden, wenn ihnen Ruhe und Wohlergehen gesichert sind. - Andere haben die Welt als bloße Beute angesehen, die man als Räuber brandschatzend durchziehen mag, um sie zu plündern.

Der germanische Ausgriff in die Welt ist nicht aus diesem Instinkt zu erklären.

Zwar hat es Episoden genug in der germanischen Geschichte gegeben, die sich diesem Typus nähern. So z.B. manches in den nordischen Wikingfahrten:³ Menschen, die in irgendeine Ferne ziehen, um Abenteuer, Beute und Ruhm zu gewinnen, den überfallenen Fremden ihre Schätze rauben und sie erschlagen, ohne sich um das Schicksal des Landes zu kümmern, nur als Feinde kommend und Verwüstung hinter sich lassend.

Aber selbst die Wikingzüge sind mit diesen Erscheinungen noch nicht erschöpft. Auch die Wikinger waren nicht bloß Seeräuber und Zerstörer, sondern sehr bald haben sie begonnen, Kolonien anzulegen, Staaten zu gründen, Ordnungen herzustellen – nicht bloß, um die Unterworfenen auszusaugen, sondern erstaunlich rasch zu staatlichen Führern sich entwickelnd, nicht mehr Feinde der Landesbewohner, sondern ihre Lenker, nehmend und gebend, ordnend und bauend und in sehr vielen Fällen als die innerlich Überlegenen anerkannt – halb eine echte Staatsführerschichte.

Auch dies hätte nicht so sein müssen. Man denke an andere Seeräubergruppen, etwa des Mittelmeers. Die waren in der Tat nur Zerstörer und Räuber fremder Arbeit, fremder Werte, nichts als schädliche Parasiten. Wo hätten sie Staaten zu gründen vermocht, vergleichbar mit der Normandie oder dem russischen Reich oder auch nur mit dem Normannenstaat auf Sizilien?

Nur ein Heuchler oder ein wirklichkeitsblinder Schwärmer kann leugnen, daß die Möglichkeit,⁴ zum Zerstörer und bloßen Ausbeuter zu werden, in der germanischen Art gelegen ist. Gar manches in der angelsächsischen Geschichte gehört z.B.⁵ in dieses Kapitel.

Aber diese Gefahr¹ wird aufgewogen durch jenen² anderen Trieb – den Drang³ Ordnungstifter zu sein.

¹ welche < die, *handschriftlich, Höfler*

² ist Gottesdienst gewesen < war Gottesdienst, *handschriftlich, Höfler*

³ Wikingfahrten < Wikingfahrten, *hsl. Höfler [?]*

⁴ Möglichkeit < Gefahr, *handschriftlich, Höfler*

⁵ z.B., *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

Wie tief innerlich dieser Drang im germanischen Wesen liegt, das bezeugt jeder, der im Osten oder in Übersee gereist ist und dort, oft mitten in wüster Einsamkeit, plötzlich blühende, tüchtige, wohlgeordnete Gehöfte und Siedlungen fand, die sich dann immer wieder als germanisch, und oft genug als deutsch erwiesen. Diese Ordnerkraft betätigt sich auch, wo kein äußerer Zwang dazu treibt, und das ist der Beweis, wie sehr diese Macht von innen kommt.

Für die Geschichte der Erde aber war es entscheidend, daß der germanische Drang zur Verantwortung stärker war als der zum Raubzug. Wenn ich es so sagen darf: Daß der Wille zur guten Macht stärker war als der zur bösen Macht.

Was ist wohl der innerste Kern der Reichsidee?

Daß das Reich die Verantwortung trage für Europa.

Das ist kein romantischer Wahn, sondern – trotz manchen Abfalls und Abstiegs und zahlloser Krisen – der Inhalt einer tausendjährigen Reichsgeschichte. Das Reich, als Europas Mittelstück, hat unter unermesslichen Blutopfern Europa gehalten, auch wenn andere versagten oder Europa um eigener Vorteile willen an Asien zu verraten bereit waren.

Es gibt zwei verschiedene Auffassungen der National-Idee. Die eine sieht im geschlossenen Nationalstaat ein Letztes, Höchstes, das nur gegen sich selber Verpflichtungen habe und allen anderen Feind sei. Die klassische Ausformung dieser Idee ist das, was man mit dem Wort Chauvinismus bezeichnet. Hier wiederholt sich auf höherer, staatlicher Ebene genau das selbe⁴, was der Darwinismus für das Verhalten der Einzelwesen lehrt: Jeder der Feind eines jeden, jeder nur auf sich bedacht und bereit, die anderen zu schädigen oder zu vernichten; Bundesgenossenschaft nicht als Gemeinschaft, sondern nur, um einen Dritten zu bekämpfen, worauf der Vernichtungshaß der Verbündeten sich wieder gegeneinander kehren kann.

Doch es gibt noch eine andere Auffassung⁵ des Nationalgedankens, und sie hat wohl niemand schöner ausgesprochen als Leopold von Ranke: Jedes Volk ein Eigenwert, eine Eigenart ein gottgegebenes Recht. Aber über diesen Eigenarten eine gemeinsame Ordnung, in der ein jeder des anderen bedarf, wenn er nicht selbst verarmen soll, eine übergreifende Gemeinschaft, so wie in einem Konzert jedes Instrument seine Stimme spielt, aber⁶ erst der Zusammenklang aller die volle, lebendige Kraft ergibt.

Diese Anschauung ist aus einer tiefen, gültigen Ehrfurcht vor dem Sinn der Geschichte und vor der Würde Europas geboren. Sie ist nicht Heuchelei, sondern heiliger Ernst. Sie ist auch nicht Rankes persönliche Erfindung oder Eigenheit. Sondern jeder, der die deutsche Geschichte und Geistesgeschichte wirklich und in ihrer Tiefe und ihrem Wesen kennt, der wird bezeugen: Diese tiefe Achtung vor fremder, echter Eigenart, dieser Wille, sich selber als Glied einer höheren Ordnung anzusehen und anzuerkennen, das ist bei Ranke edelste Tradition, geistiges und seelisches Gemeingut der deutschen Blütezeit und ihrer besten, stärksten Schöpfernaturen: Herder war es, der die Verehrungswürdigkeit völkischer Eigenart entdeckte und verkündete und der Vater aller europäischen Nationalbestrebungen wurde. Und⁷ Goethe hat nicht nur die deutsche Nationalkultur auf den Gipfel geführt, sondern hatte ein Auge für alle Nationalkulturen des Erdteils und darüber hinaus, wie kein Mensch vor ihm. Und Goe-

¹ Gefahr < Tendenz, *handschriftlich, Höfler*

² jenen < den, *handschriftlich, Höfler*

³ den Drang, *handschriftlich über der Zeile, Höfler*

⁴ genau das selbe < das, *handschriftlich, Höfler*

⁵ Auffassung < Auffassung als die, *ms. (ausgeixt)*

⁶ aber < doch, *handschriftlich, Höfler*

⁷ Und, *handschriftlich am Rande, Höfler*

thes Vermächtnis ist unauflöslich verbunden mit dieser tiefen Andacht vor der organischen Vielgestaltigkeit der Welt. Die Philosophie des deutschen Idealismus schöpft ihre beste Kraft aus dem selben Lebensbrunnen.

Ist es ein Zufall, daß diese Anschauung vom geschichtlichen Wesen des Menschen und seiner kulturellen Pflicht vor der Geschichte und vor der Weltordnung sich nicht im Schoße irgendeines Nationalstaates gebildet hat, der „chauvinistisch“ nur sich selber kannte und schätze und verstand – sondern daß dieser umspannende Glaube an die europäische Gemeinschaft mit solcher Wucht und solcher Inbrunst auf dem Boden des Reiches hervorbrach?

Nein – dieses tiefe geistige Bejahen und Ehren der Vielfalt und Gemeinsamkeit Europas ist nur ein Glied in einer Kette historischer Weltverantwortung für den Erdteil, der sich seit der Zeit der Karolinger und Sachsenkaiser, die mit dem Reich Europa gegen Asien beschirmten, durch alle Jahrhunderte zieht bis zum heutigen Tag.

Mögen wir, unverwirrt durch tausend Zwischenfälle, Abstürze und Selbstverkennungen, diese Dauerkraft und Dauerpflicht und Dauerverantwortung des Reiches klar sehen und verstehen und danach handeln.

Es ist schwer, durch die unzähligen Einzelheiten der Geschichte das Große und Bleibende zu erkennen.

Je ernster wir uns selber dazu erziehen, diese Leistung, die dem Reich aufgetragen ist und die es seit mehr als einem Jahrtausend trägt, klar als unsere höchste historische Ehre zu verstehen, umso eher werden auch andere, die eines guten Willens fähig sind, begreifen lernen, welche Verantwortung wir zu tragen haben.

Eine Nachschrift (Für Dr. Rössner) - persönlich¹

Die Weltenscheidung geht heute darum, ob in Zukunft Nationalstaaten existieren werden, und damit Nationalkulturen.

Siegen die Feinde, so wird die Erde geteilt zwischen Rußland und Amerika, und das bedeutet, zumal für die Unterworfenen: zwischen Bolschewismus und Amerikanismus – womit alle Grund-Werte der bisherigen Kulturen überlebt wären: Vaterlandsernst, Vollendung der Eigengestalt, heiliger Dienst an Volk und Geschichte. Uns blieben nur die Sorgen um die Wirtschaft und die nackte Macht (die beide gegen uns gewendet würden).

¹ (Für Dr. Rössner) – persönlich, *hsl. von unbekannter Hand. Mit Rössner könnte Hans Rössner vom SD gemeint sein. Zu Rössner s. Gerd Simon: Germanistik in den Planspielen des Sicherheitsdienstes der SS. Tübingen. 1998, passim*

Sollten jene Grund-Werte, auf denen bisher alles Edelste der Völker beruhte, in der Menschheit weiterleben, dann könnten ihre wirksamen geschichtlichen Hüter nur sein: Deutschland und England.

Deutschland kämpft heute allein dafür, England ist in die Front seiner Feinde eingespannt, die das Grundprinzip Englands (wie aller anderen Nationalstaaten) vernichten werden, sobald sie können.

Deutschland und England können nur sein, solange Nationalstaaten sein werden. In einer Welt der Nationen sind sie die gegebenen Führer. Dagegen fiele eine Welt der Massen dem Amerikanismus und Bolschewismus anheim, d.h. politisch zuletzt den Juden Amerikas und Russlands – denn diese allen vermöchten den folgenden Hemisphären-Krieg zu hindern, oder eher: ihn, wenn die Völker ausgeblutet sind, zu beenden, indem sie beide Hemisphären als Herrscher einigen.

Im Wettkampf um die europäischen Nationen sind England und Deutschland im Kampf geraten – durch Englands Schuld, das die Lage im Weltzusammenhang hätte sehen müssen statt im bloßen Gesichtskreis um die Vormacht in Europa (Danzig, Tschechei!).

Jetzt, wo der globale Strukturzusammenhang sichtbar geworden ist, müssten die Engländer, wenn sie nicht auch ihr eigenes Bestes zerstören wollen, an unsere Seite treten, die wir, zum Teil unbewusst, allein für die Werte kämpfen, aus denen bisher das höhere Mensch-Sein gelebt hat und an die es auf Leben und Sterben gebunden ist.

Europa kann nur als eine Vielzahl nationaler Eigengestalten Bedeutung haben. Verliert es diese Kraft des Selbst-Seins, so wird es eine kleine Halbinsel, denen größtes gemeinsames Maß an Geist kein Gegengewicht gegen die Wucht Asiens bilden kann und das zerrieben wird.

England gab vor, der Hort der freien Nationalstaaten Europas zu sein, und sie haben es geglaubt. Erst im letzten Augenblick werden sie merken, daß England sie an Rußland ausliefert, ob mit Absicht oder widerwillig. Deutschland allein könnte die Völker vor Rußland schützen, wie es dies faktisch unter Millionenopfern tut. Aber wir haben durch die (meist nur programmatischen) Drohungen, die Nationaleigenarten der Völker zu beseitigen oder doch zu beleidigen, die Sympathie der Nationalstaaten den Engländern in die Arme gejagt und damit Rußland den unerwartetsten Dienst erwiesen.

Daß dies das Gegenteil des sachlich Sinnvollen war, haben weder die anderen bemerkt, noch vielleicht die Deutschen selbst. Nun aber ist es die letzte Stunde. Wir dürfen ohne Selbstdemütigung Ernst machen mit der Bejahung der Nationalen, denn es ist nicht bloß unser augenblickliches politisches¹ Interesse, dem zu Liebe wir lügen müssten, sondern der Glaube an die nationalen Werte ist das innerste sittliche Pathos, das uns groß gemacht hat. Wir haben seit Jahrhunderten mehr Achtung vor den Nationalkulturen gehabt als die Engländer. Das *[unleserliches Wort]* unsere Geschichte.² Wer davon verlogen abfällt, nimmt sich selber den Lebensboden. Wenn wir unseren Nationalismus so ernst nehmen wie in der Kampfzeit, so werden uns die anderen glauben, daß wir auch sie als Kampfgenossen respektieren, und sie nicht bloß ausnützen und bestehlen wollen.

Nur wenn wir diesen sittlichen Ernst aufbringen, können wir Europa führen und damit es und uns retten. Brächten wir nur nackte Gewalt, so siegen die anderen. Denn in der nackten Gewalt sind sie uns überlegen.

¹ politisches < nationales, *maschinenschriftlich*

² Wir haben ... Geschichte, *handschriftlich am Rande, Höfler*

Die nun zum ersten¹ Mal den Europäern anschaulich werdende Gefährlichkeit Asiens (noch vor 6 Monaten hat Europa ja nicht daran geglaubt) wird alles, was an innerem Ernst in Europa noch vorhanden ist, wachrufen. Mögen dann wir es sein, die diesen Ernst ehrlich und ernst aufnehmen. Sollten wir in dieser Situation verlogen sein, so werden wieder die Feinde jene Kräfte für sich nutzbar machen. Denn im Heucheln sind wir Stümper.²

¹ ersten < letzten, *handschriftlich, Höfler*

² Denn ... Stümper, *handschriftlich angefügt, Höfler*